Besprechungen



BESPRECHUNGEN

Mireille Blanchet-Douspis, *L'influence de l'histoire contemporaine dans l'œuvre de Marguerite Yourcenar*, Amsterdam/New York: Rodopi, 2008, 513 S.

Flieht ein Autor historischer Romane vor der eigenen Gegenwart? Flieht ein Autor, der sich mythischer Erzählmuster und Figuren bedient, vor der eigenen Gegenwart? Und bugsiert sich eine Autorin, die sowohl das eine wie auch das andere in ihrem Schreiben praktiziert, im 20. Jahrhundert vollends ins intellektuelle Abseits? Die Rede ist von Marguerite Yourcenar, um deren Platz und Stellung im Kanon der französischen Literatur offenkundig weiter gerungen wird. So stellt auch Mireille Blanchet-Douspis in ihrem aus einer *thèse* entstandenen Buch *L'influence de l'histoire contemporaine dans l'œuvre de Marguerite Yourcenar* die Frage, ob ihre Autorin eine Schriftstellerin der Vergangenheit oder eine der Moderne sei (S. 11). Sie möchte zeigen, dass die ‚Gegenwart', die zeitliche Lebenswirklichkeit Yourcenars, in ihrem Werk – ob auf oder unter der Textoberfläche – eine weit größere Rolle spielt als bisher in der Forschung angenommen. Blanchet-Douspis fragt weiter nach der Funktion, die das Erzählen distanter Epochen in diesem Werk hat. Und sie will dartun, dass der Einfluss der Geschichte des 20. Jahrhunderts Yourcenar zu einer modernen Autorin macht, deren Texte für die heutigen Leser wertvolle Erfahrungen bereithalten.

‚Einfluss' – mit diesem Begriff, dem ersten Wort aus dem Titel des Buches, ist gleich dessen zentrales Problem aufgeworfen: Der Begriff ist ungeheuer weit, und er reißt ein noch weiteres Feld von Analysemöglichkeiten auf. An anderer Stelle spricht Blanchet-Douspis von der „réfraction" (S. 22), der prismatischen ‚Brechung' der Zeitgeschichte im Werk Yourcenars, doch grenzt auch diese Formulierung den Gegenstand nicht weiter ein. Vielmehr weitet Blanchet-Douspis den Zeithorizont noch über die Lebenszeit ihrer Autorin aus, quasi nach dem Vorbild von Yourcenars autobiografischer Trilogie, auf die Vorgeschichte der sozialen Verhältnisse ihrer Familie, bis hinab zur Französischen Revolution. Ist mit ‚Einfluss der Geschichte' ein Einfluss auf thematischer Ebene gemeint, der sich in der Behandlung bestimmter Themen niederschlüge – etwa Krieg, Exil, Bedrohung? Ein Einfluss der Mentalitäten, der sozialen Vorstellungen und Habitus, die sich als ‚Ideologie' in den Texten wiederfinden ließen? Oder ein Einfluss auf die Ästhetik der Autorin – durch andere Autoren, philosophische Ideen oder wissenschaftliche Erkenntnisse ihrer Zeit? Blanchet-Douspis meint das alles, und sie arbeitet die Themenbereiche mit der geometrischen Präzision einer französischen *dissertation* nacheinander ab.

Das Buch gliedert sich dementsprechend in drei Teile, die jeweils drei Kapitel umfassen. Die Gegenstände der Teile werden dem Anspruch nach immer abstrakter und komplexer: Der erste Teil horcht auf die ‚direkten Echos' (S. 25) der Zeitgeschichte, auf die Art und Weise, wie politische Ereignisse, etwa die beiden Weltkriege und der Faschismus, in Yourcenars Texte eingehen; wie die gesellschaftlichen Realitäten im Vorkriegseuropa und in den USA sowie die Mentalitäten des Ursprungsmilieus der Schriftstellerin thematisiert werden und umgekehrt die Darstellung prägen.

Der zweite Teil untersucht, wie die Gegenwart der Autorin auch in ihren historischen Romanen präsent ist; wie hinter dem 2., 16. und 17. Jahrhundert der *Mémoires d'Hadrien*, von *L'Œuvre au noir* und *Un homme obscur* das 20. Jahrhundert mit seinen Fragen und Problemen aufscheint. Der Teil läuft auf die Frage zu, warum Yourcenar von Geschichte erzählt – welche

Funktion die Darstellung von Geschichte hat. Hier arbeitet Blanchet-Douspis heraus, wie die Schriftstellerin in ihren historischen Romanen eine universalistische Anthropologie und ein zyklisches Geschichtsbild entwickelt. Die Geschichte erscheint als Lehrmeisterin, die Verhaltensmodelle für den Einzelnen bereithält. Letztlich verhilft sie gar zur Freiheit, zu einer Freiheit durch Erkenntnis – in die Marginalität des Menschen im Kosmos.

Der dritte Teil stellt schließlich die Frage, ob Yourcenar eine ‚moderne', eine Schriftstellerin der Gegenwart sei, und versucht, diese Frage anhand ihrer Ästhetik, ihrer ‚Philosophie' und ihrer ‚Botschaft' zu beantworten. Als Korpus legt Blanchet-Douspis das Gesamtwerk zugrunde. Für ihre Interpretation zieht sie die zahlreichen Interviews der Autorin hinzu, nicht ohne die Frage zu stellen, welchen Status die Interviewaussagen beanspruchen können und wie weit der Schriftstellerin als historischer Quelle zu trauen sei. Ergänzt wird die Untersuchung durch eine umfassende Bibliografie sowohl der Werke Yourcenars als auch der – nahezu gesamten – thematisch geordneten Sekundärliteratur.

Im ersten Teil gleicht Blanchet-Douspis vielfach die Darstellungen Yourcenars mit den Befunden in geschichtswissenschaftlichen Standardwerken ab, um zu dem Schluss zu kommen, dass sich ihre Milieuschilderungen mit den Erkenntnissen der Historiker weitgehend decken. Interessant sind hingegen die Ergebnisse, die sie erzielt, wenn sie die unterschiedlichen, früheren und späteren Fassungen von Werken miteinander vergleicht, allen voran den im faschistischen Rom spielenden Roman *Denier du rêve*. Hier kann sie feststellen, wie 1959 die mythische Struktur der Erstfassung von 1934 zugunsten einer ‚realistischeren' Darstellung in den Hintergrund tritt. Biografisch stellt sie einen Reifungsprozess fest, der durch die Emigration in die USA ausgelöst worden sei: Die scheinbar ähnliche, aber doch fremde Kultur, in der sich Yourcenar mit einem Male befunden habe, und die plötzliche Notwendigkeit, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, hätten sie auf Themen und Probleme gestoßen, die später für ihr Schreiben wichtig wurden und für die sie sich auch jenseits ihres Werks engagierte: die Rechte von Minderheiten, der Tier- und der Umweltschutz, der Reichtum außereuropäischer Kulturen, die sie in ihrem Essay *Diagnostic de l'Europe* 1929 noch als ‚primitiv' abgetan hatte. Spannend ist an den zitierten Briefen abzulesen, dass die Schriftstellerin eine Reihe alteuropäischer Vorurteile gegen die USA aber gerade nicht abgelegt hat, Vorurteile, die sich in ihrer Skepsis gegenüber Technik, Marktwirtschaft und Massendemokratie niederschlagen.

Im zweiten Teil setzt Blanchet-Douspis vor allem die *Mémoires d'Hadrien* in einen erhellenden Dialog zu ihrer Entstehungszeit 1948 bis 1951, also der unmittelbaren Nachkriegsepoche. Yourcenar selbst hat in einem Interview zu Protokoll gegeben, ein um 1900, zur *Quo-Vadis*-Zeit, entstandener Hadrian-Roman hätte sicher ganz anders ausgesehen als der von ihr geschriebene. Nach 1945 mussten Themen reflektiert werden wie Friedenssicherung, Entwicklung, Schutz vor dem drohenden (atomaren) Untergang der Zivilisation. Wichtig ist es Blanchet-Douspis, zu unterstreichen, dass ihre Autorin die fremde Epoche nicht als Allegorie der Gegenwart gebraucht, sondern sie zunächst in ihrer Andersheit und Eigenwertigkeit begreift, um über den zeitlichen Abstand eine Reflexionsperspektive zu gewinnen, die Fragen – und möglicherweise sogar Antworten – für die Gegenwart eröffnet. Auf gewisse Weise ist dies nichts anderes als eine Aktualisierung des Topos *historia magistra vitae*, der in der Vergleichbarkeit der geschichtlichen Situationen und der Konstanz des Menschen gründet. Am originellsten, zugleich am offensten zeigt sich dies an Yourcenars letztem Roman *Un homme obscur*, den Blanchet-Douspis weniger als Roman über einen einfachen, ungebildeten Mann des 17. Jahrhunderts, sondern dessen pikareske Episodenstruktur sie überzeugend als Vehikel liest, um Reflexionsthemen bleibender Aktualität aneinanderzureihen.

Im dritten Teil arbeitet Blanchet-Douspis sich daran ab, einen Begriff der Moderne zu definieren. Er zerfasert ihr jedoch zusehends in verschiedene Stränge: ästhetisch, epistemologisch,

soziologisch, politisch, konsumkritisch. Sie führt für einzelne Moderne-Begriffe zentrale Phänomene an wie Säkularisierung, Engagement, Parodie, Nichtlinearität oder Inkommunikabilität und wendet die so gefüllten Begriffe auf die Person und die Texte Yourcenars an. Blanchet-Douspis sagt nicht, welches der entscheidende Sinn ist, in dem Yourcenar modern sei, sondern legt alle diese Begriffe an und schließt, dass man ihrer Autorin in vielerlei Hinsicht Modernität zusprechen könne. Wo sie *eine* Modernität sieht, wird deutlich, wenn sie in ihrer „conclusion" den Beitrag Marguerite Yourcenars zur Literatur des 20. Jahrhunderts auf den Punkt zu bringen versucht: Gegenüber Vereinnahmungen von Kunst und Künstler – seien es politische oder gruppenästhetische – habe sie den Primat des schöpferischen Individuums und vor allem den Primat des Kunstwerks hochgehalten. Zweitens habe sie es verstanden, ihre Texte mit modernen Wissensbeständen zu sättigen. Schließlich habe sie ein Problembewusstsein der Zerstörungskräfte artikuliert und zugleich die Möglichkeit zu richtigem Handeln thematisiert. Es ist in jedem Falle eine Modernität, die sich die Tradition auf die Fahnen geschrieben hat.

In der „conclusion" fasst Blanchet-Douspis auch konzise ihre Ergebnisse zusammen: Die gewichtigste Art und Weise, in der sich die Geschichte in Yourcenars Werk niedergeschlagen hat, liegt sicher darin, dass sie ihre Übersiedlung auf einen anderen Kontinent bewirkt hat. Dies hat ihre Texte verändert – sowohl die dort zu schreibenden als auch die bereits geschriebenen, wie Blanchet-Douspis im Vergleich der Fassungen deutlich macht. Theoretisch ist ihre Untersuchung eher anspruchslos; begrifflich sucht sie, wie deutlich geworden ist, die Facetten, nicht die Entscheidung. Eine Beschränkung und Eingrenzung des Themas – durchaus auch was das Korpus angeht – hätte dem Buch gut getan. Denn bei der Fülle der Bezüge und Texte muss die Analyse des einzelnen Aspekts nicht selten an der Oberfläche bleiben. Das ist schade, denn wenn sich Blanchet-Douspis auf die Texte Yourcenars einlassen kann, bringt sie spannende Einsichten zu Tage.

Freiburg Henning Hufnagel

Glyn S. Burgess/Leslie C. Brook (ed.), *The Old French Lays of* Ignaure*,* Oiselet*, and* Amours (Gallica, 18), Cambridge: D. S. Brewer, 2010, 278 p.

This new edition and translation of three Old French narrative lays is a sequel to *French Arthurian Literature IV: Eleven Old French Narrative Lays*, published in 2007 by D. S. Brewer. The *Oiselet* and *Amours* use as base manuscript Paris BNF, nouv. acq. fr. 1104 (ms. *S* in this edition), whereas *Ignaure* is based on Paris BNF, fr. 1553 (ms. *B*), the only manuscript that contains it. The editors' goal is ultimately to publish new editions of all known narrative lays using *S* as base if the specific lay is found in it. For those lays like *Ignaure* that are not found in *S* a different manuscript will serve. However, when more than one manuscript is extant, the variant versions will also be examined and, in some cases like *Oiselet*, be edited. The three lays in this edition do not belong to the *matière de Bretagne* in the usual sense of the designation, although *Ignaure* does take place in Brittany.

After a brief preface to the volume, there is a lengthy introduction to each lay. Each introduction contains the following topics (titles vary somewhat): manuscript or manuscripts, editions, and translations; author and date; plot outline and structure (in the sense of the distinct narrative segments in the whole plot); sources and analogues; characters and actions; themes; genres; and a conclusion. Additional topics treated for *Ignaure* include language and prosody as well as Ignaure's name and the lay's title. For *Oiselet* the five extant manuscripts and a stemma are

treated as well as the distinction among them based on the disposition of what the editors call the *pleurer-croire* sequence in three of them and the *croire-pleurer* sequence in the other two. The *Oiselet* also has three appendices: a table of line correspondences for all five manuscripts, an edition of the lay in BNF, fr. 25545 (ms. *C*), and an edition of John Lydgate's Middle English analogue, 'The Churl and the Bird,' allegedly adapted from the French. Finally, on *Amours* (most of the introduction is by Elizabeth W. Poe) the lay in the *salut d'amour* tradition as well as its setting and style are discussed. The editions and translations on facing pages follow each introduction, including variants and other changes made on the base manuscripts. Substantial notes follow directly after each edition and translation. The volume ends with a bibliography of previous editions, translations, other texts cited, and studies, followed by an index of proper names.

The notes are extensive and useful. They focus on codicology, lexicography, translations, and divergences from or correction of earlier editions and translations. To indicate the presence of a note the editors affix an asterisk at the corresponding line in the given edition, translation, or both (the lines in the translations follow those in the edition very closely for the most part). The place of the asterisks seems to depend on whether the note treats an editorial issue, a translation issue, or both.

The new edition is a welcome and useful publication for scholars working with on the narrative lay as well as for those studying twelfth- and thirteenth-century French narrative. However, I must note some corrections and quibbles regarding the editions and translations and point out some interpretive issues in the introductions and notes. On p. 52 there is a leap in the paragraph lettering of the introduction's subtitles from *a* to *d* (p. 50); there is no *b* or *c*. In the introduction to *Oiselet*, p. 119, l. 7, '53' should be '51.' In *Ignaure*, add an asterisk to vv. 386, 526, 583, 599, 611, 618, 623, 646, 655, 662; delete the asterisk at v. 126 and v. 529. In the notes change note 105 to 104 (and add an asterisk to v. 104), 188 to 189, 492 to 491, and 577 to 575. In *Oiselet*, change the note to v. 40 to v. 44, delete the asterisk to v. 90 and add one to v. 384. No corrections are necessary for the *Amours*.

The translation of *Ignaure*, v. 10, of 'guerredon' as a kind of reward would be more accurate if translated as a 'return gift' or 'counter gift.' 'Sage' is often translated as 'wise;' however, given the persons so designated, 'prudent' seems to me more accurate (for example, in *Ignaure*, v. 435). In *Ignaure* v. 491, should not 'A trouvé chelui dosnoiant,' translated as 'In bed with his wife,' be more accurately 'found him making love to his wife'? For the translation of 'senez' in *Oiselet*, v. 397, as 'learned,' I would prefer 'smart' or 'clever' in this context. In *Oiselet*, v. 14, the translation of 'face' as 'create' is at once too precise in medieval terms (only God creates) and imprecise in modern terms; I would suggest the verb 'fashion.' V. 77, 'genz' might be better as 'noble' rather than just 'pretty,' which could well describe a 'meschine' in v. 112 who might be translated as 'girl' rather than as 'damsel.' In *Amours*, v. 301, I prefer the more precise translation of 'amie' as 'beloved,' as in v. 298 and v. 439, that is more precise than 'friend.'

For the note on p. 168 to v. 16, might the river that flows around the 'donjon' not be a moat rather than indicate 'a place of some enchantment'? On p. 64, the word *merveilleux* as a generic feature of the narrative lay is said to be lacking in *Ignaure*. However, the word can also signify in Old French not only the supernatural but also the extraordinary. This important, but often overlooked or ignored connotation of *merveille*, *merveilleux*, *se mervellier* in medieval literature is evident in these lays and their translations. In *Ignaure* we find translations closer to the extraordinary than to the supernatural at v. 396 and v. 650 ('remarkable,' 'remarkably'), 509 ('dreadfully'). Also under the 'genre' topic in the introductions nothing is said regarding the lay as example, although *Ignaure* informs its readers that they can 'auchun biel example prendre' (vv. 1–4) in it (cf. also *Oiselet*, v. 409, where a proverb is said to explain the narrative). Should we look for exemplary, even moral instruction in narrative lays? Although *Oiselet* includes a

talking bird, it seems to resemble more a fable than a bestiary. *Amours* is referred to as a virtual *voir dit* (vv. 1–6); given the diverse subject matter and forms the *dit* designates in Old and Middle French, should not this lay also be classified in this admittedly diverse generic context?

Madison Douglas KELLY

Bernard COMBETTES *u. a.* (Hgg.), *Le changement en français. Études de linguistique diachronique* (Sciences pour la communication, 89), Bern u. a.: Lang, 2010, X + 402 S.

Der vorliegende Band umfasst 21 recht heterogene Beiträge, die in alphabetischer Reihenfolge präsentiert, also nicht thematisch gebündelt werden und von der titelgebenden Klammer *le changement en français* zusammengehalten werden. Die Beiträge lassen sich um drei Schwerpunkte gruppieren: das (vor-)klassische Französisch, Textlinguistik, Syntax. Für die syntaktisch ausgerichteten Beiträge ist die Einbindung in generative Modelle, für die Ausbildung pragmatisch interessanter Ausdrucksweisen die Berücksichtigung zugrunde liegender Grammatikalisierungsprozesse relevant. Quer zu diesen Einzelstudien liegt die Problematik der geläufigen Periodisierung des Französischen – so erfolgt hier eine Beschränkung auf die Zeit von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jhs. Als problematisch erweist sich die weitgehende Ausrichtung auf die benannte Zeitspanne, wenn vorhergehende und nachfolgende Entwicklungen ausgeblendet werden. Es handelt sich bei den Beiträgen durchgehend um korpusgestützte Studien, wenngleich die Größe des jeweils genutzten Korpus die Frage nach der Generalisierbarkeit der Daten aufwirft. Im Folgenden werden einige Beiträge herausgegriffen und detaillierter besprochen, die aber gleichzeitig eine gewisse Aussagekraft für den Band erhalten.

Mit Blick auf die Entwicklungsphase des Französischen, auf die die Beiträge abheben, ist der Beitrag von Bernard Combettes und Christiane Marchello-Nizia zur Periodisierung („La périodisation en linguistique historique: le cas du français préclassique“, S. 129–141) interessant. Die Autoren verweisen darauf, dass die Periodisierung traditionellerweise der Gliederung in Jahrhunderte (alternativ Literatur- oder Zivilisationsgeschichte) folge, damit die sprachliche Entwicklung immer externen Faktoren untergeordnet werde, obwohl keine direkte Relation anzunehmen sei (lediglich für das Lexikon kann eine starke Beeinflussung durch soziopolitische Veränderungen angenommen werden). Die Problematik der jahrhunderteweisen Einteilung zeigt sich insbesondere für das 16. und 17. Jh., da hier gerade keine Einheit erkennbar ist – für das *français préclassique* lässt sich am ehesten die Phase 1550–1660 ansetzen. Diese Entwicklungsphase lässt sich unter sprachlichen Gesichtspunkten als vergleichsweise stabil betrachten – gerade im morphologischen (aber auch im syntaktischen) Bereich können diverse Veränderungsprozesse als bis zum Beginn der fraglichen Phase abgeschlossen bezeichnet werden. Combettes/Marchello-Nizia kommen ausgehend zu dem logischen Schluss, von einer strikten Periodisierung Abstand zu nehmen und stattdessen zunächst die Sprachwandelphänomene detailliert darzustellen, die letztlich in ihrer Gesamtheit darauf hinweisen können, ob es sich bei den untersuchten Perioden um solche starker Variation (im Sinne einer hohen Dichte an Veränderungen) oder solche relativer Stabilität handelt. Bei der Ausrichtung auf sprachinterne Entwicklungen wird allerdings die Rückbindung an historisch soziolinguistische Fragestellungen (s. z. B. Stadtsprache als Referenzobjekt, Standardisierung) vernachlässigt.

Yvonne Cazal untersucht in ihrem Beitrag („*Le corps d'elle* ou *son corps*? Le tour *le* N *de moi*, *toi*, *lui*,… en français préclassique: enquête sur une disparition“, S. 111–128) die in vorklassischer Zeit konkurrierenden Ausdrucksweisen possessiver Relation. Parallel zu *son*

corps und *le corps d'elle* im 16. Jh. tritt, für den Fall der Wiederaufnahme des in der Relation angesprochenen Referenten (Besitzers), die nfrz. nicht mehr gebräuchliche Konstruktion *le* N *de moi* auf. Die Konstruktion mit possessivem Determinanten dominiert von Anfang an. Cazal untersucht die Distribution der Konstruktion *le* N *de moi* – der Vorteil der Konstruktion besteht unzweifelhaft in der klaren Identifikation des Referenten (im Gegensatz zur Verwendung des Possessivums), wodurch syntaktisch die Lösung von anderen Referentenbenennungen sowie eine Kontrastierung möglich werden. Wie die Analyse von Cazal zeigt, ist der fragliche Konstruktionstyp an belebte Referenten gebunden. Problematisch bzw. ein wenig erzwungen scheint die Gruppierung der Verwendungskontexte – so spricht Cazal von Relationen mit Bezug auf unveräußerliche Eigentümer sowie deverbale Nomina. Es stehen also Körperteilbezeichnungen, Verwandtschaftsbezeichnungen sowie Eigenschaften des Individuums im Sinne von „possessions qu'on pourrait dire sociales" wie *le nom*, *l'honneur*, *la gloire* (S. 120) nebeneinander. Interessant ist der Vergleich mit der afrz. möglichen binominalen Konstruktion *la fille le roi* – das Fehlen einer Präposition verweist auf eine starke Kohäsion; die Konstruktion geht verloren, mfrz. ist nur mehr *la fille du roi* möglich. Was die Ausbildung der hier vorrangig interessierenden Konstruktion betrifft, so geht Cazal davon aus, dass der Ausdruck lediglich über das possessive Attribut als in bestimmten Kontexten nicht ausreichend erachtet wird. Die Transparenz der Konstruktion hängt aber auch vom weiteren sprachlichen Kontext ab, d. h. von der Anzahl potenzieller Referenten. Sätze wie *l'amy de moy tant adoré* zeigen, dass die Konstruktion nicht immer eineindeutig ist (adverbiale vs. nominale Interpretation). Es stellt sich die Frage, wie die Parallele zu *la maison de x* zu bewerten ist, die die Konstruktion gestützt haben dürfte. Interessant ist letztlich die zu verifizierende These einer Verschmelzung von Definitheit und Possessivität, wie sie auch in Konstruktionen wie *sa boîte* oder *sa boîte à elle* sichtbar wird (während *la boîte à elle*, *la sienne boîte* dieses Potenzial nicht haben).

Thematisch verwandt ist der Beitrag von Estèle Dupuy („Les constructions référentielles inter-définitionnelles en Moyen Français: les emplois du déterminant possessif et/ou du complément de détermination", S. 143–162) – die Autorin untersucht die *constructions référentielles* bis Ende des 15. Jhs., wobei die Alternanz der Ausdrucksweisen *le mari de la dame* vs. *son mari*, bezeichnet als *constructions inter-définitionnelles*, im Vordergrund steht. Das Bindeglied stellt hier der Possessivdeterminant oder das determinierende Komplement dar. Diese Konstruktionen weisen einen Referenten 1 (hier *le mari*) auf, der im Definitionsbereich von Referent 2 verortet ist, wodurch letztlich der Extensionsbereich eingeschränkt wird. R2 kann explizit (*le mari de la dame*) oder implizit (*son mari*) zum Ausdruck gebracht werden. Bei mehreren potenziellen Referenten scheint eine weitere Präzisierung erforderlich gewesen zu sein (*dudict duc*, *de messire Jehan de Viane*); die explizite Ausdrucksweise wird verwendet, um einen Wechsel in der Referenz anzuzeigen. Bei der impliziten Ausdrucksweise wird hingegen davon ausgegangen, dass Referenzidentität gegeben ist. Allerdings zeigt sich, dass auch bei mehreren möglichen Referenten die Referenz aufgrund anderer morphologischer (z. B. Sg. vs. Pl.) oder semantischer Eigenschaften eindeutig ist. Wenngleich Dupuy eine detaillierte Untersuchung zur Alternanz der Konstruktionen vorlegt, bleibt doch letztlich offen, ob eine eindeutige Aufgliederung des Anwendungsspektrums gegeben ist. Auch die Bezugsetzung zu *nicht* possessiven Konstruktionen bleibt unklar.

Corinne Féron beschäftigt sich in ihrem Beitrag („*Sans + N*: un modèle de formation d'assertifs de certitude (français médiéval et français préclassique)", S. 163–181) mit adverbialen assertierenden Konstruktionen, vergleichbar nfrz. *sans aucun doute*. Die Autorin beleuchtet die Entwicklung ausgehend vom Afrz. bis zum *français préclassique*, wobei die Produktivität der Bildung und der jeweilige Fixierungs-/Lexikalisierungsgrad im Vordergrund stehen. Dabei kann als Indikator für eine weitgehende Lexikalisierung der Konstruktionen die Bedeutungsveränderung bei den Nomina gewertet werden. Afrz. und mfrz. gibt es offensichtlich diverse polylexi-

kalische Adverbien, der Bildungstyp ist also produktiv, wenngleich lexikalische Restriktionen vorliegen – z. T. ist die Interpretation problematisch, da verschiedentlich sowohl die wörtliche als auch die übertragene Lesart möglich sind. Die konkurrierende derivationelle Bildung (also mittels *-ment*) tritt erst im 15. Jh. verstärkt auf. Syntaktisch betrachtet ist die Variationsbreite in Abhängigkeit vom jeweiligen Nomen von Interesse – für eine genauere Untersuchung kommen aufgrund des größeren Fixierungsgrades *sans doute*, *sans doutance*, *sans faille*, *sans faute* in Frage, wobei *sans doutance* möglicherweise als Variante von *sans doute* zu werten ist. *Sans faille* ist zwar mfrz. am häufigsten, *faille* ist aber nicht mehr als Lexem frei; die Konstruktion wird im Weiteren durch *sans faute* ersetzt, Varianten wie *sans point de faute*, *sans nulle faute* sind im 16. Jh. nicht mehr belegt.

Die beiden letzten hier besprochenen Artikel behandeln die Problematik der Demonstrativa bzw. die Weiterentwicklung verwandter Ausdrucksweisen. Céline Guillot untersucht auf der Basis eines Korpus die Verwendungskontexte des *démonstratif de notoriété* („Le démonstratif de notoriété de l'ancien français: approche textuelle", S. 217–233), auch benannt als *démonstratif épique* oder *absolu* – nach Kleiber[1] weist diese spezifische Verwendung des Demonstrativums einige Charakteristika auf: So ist der Referent vorher nicht benannt, ist immer generischen Typs, Nominalsyntagmen in Verbindung mit dem Demonstrativum sind pluralisch und es tritt nur *cel* (also der ILLE-Typus) in dieser Funktion auf. Der Kontext ist in der Regel determiniert durch Beschreibungen (Schlachtszenen, Feiern, also Topoi), wobei immer ein Wort als Auslöser für seine Verwendung erforderlich ist. Sofern das Demonstrativum anaphorisch gebraucht wird, ist die Identifikation des Referenten über das Weltwissen gewährleistet und also nicht aus dem Kontext erschließbar. Davon abzugrenzen ist das *démonstratif mémoriel*, das wiederum in Anlehnung an Kleiber definiert wird – hier ist für die Interpretation der Bezug auf geteiltes Wissen relevant, der Referent ist wie im Fall des *démonstratif de notoriété* generisch, wobei ein nachgestellter Relativsatz für die Identifikation unverzichtbar ist (*ces longs cigares italiens que fume Clint Eastwood*). Das Problem des Beitrags liegt in der ausführlichen Darlegung der Definitionen nach Kleiber, ohne dass ein bestimmtes Erkenntnisinteresse erkennbar würde. Guillot definiert das *démonstratif de notoriété* als narrative Technik (in Anlehnung an Kleiber), allerdings ist unklar, ob das Demonstrativum in dieser Funktion nur in bestimmten Gattungen verwendet wird und wie lange in diesen Kontexten *cil* adjektivisch gebraucht wird. Erst in der Zusammenfassung werden Desiderata formuliert – so ist das Korpus zu klein, die Entwicklung nach dem 13. Jh. wird nicht dargestellt. Interessant ist der Hinweis, dass das *démonstratif de notoriété* v. a. in anglo-normannischen Texten auftritt – daraus ergibt sich synchron eine variationelle Differenzierung. Gleichzeitig lässt sich in einer Gegenüberstellung mit in die übrigen Scriptae übertragenen Texten die Besonderheit der Konstruktion genauer beleuchten.

Der zweite Beitrag, der sich u. a. den Demonstrativa zuwendet, ist derjenige von Walter De Mulder und Jesse Mortelmans („La restructuration des paradigmes des déterminants au XVI[e] siècle: l'histoire se répète?", S. 293–309). Der Titel deutet schon an, dass eine Parallele zwischen der Restrukturierung des Determinantensystems im 16. Jh. und der Genese des Artikelsystems und der damit verbundenen Umstrukturierung des Determinantensystems in spätlateinischer Zeit gezogen wird (vgl. auch die vergleichbaren metasprachlichen Ausdrucksweisen frz. *ledit*, spätlat. *suprascriptus*), was die Ersetzung durch anaphorische Determinanten eines anderen Paradigmas impliziert (wenngleich unterschiedliche Ausgangsbedingungen gegeben sind und die resultierenden Determinanten nur partiell vergleichbar sind). Mfrz. ist *ledit* auf spezifische Kontexte beschränkt und wird sonst durch Demonstrativa ersetzt. Im 16. Jh. ist es noch

1 KLEIBER, Georges, „Sur le démonstratif de notoriété en ancien français", in: *Revue québécoise de linguistique* 19 (1990), S. 11–32.

hochfrequent, bleibt auch nfrz. noch erhalten. Mit der Paradigmatisierung gehen Varianten wie *le dessus dit*, *le devant dit* etc. verloren. Mfrz. erfolgt durch *ledit* verstärkend eine Identitätsanzeige und eine Steigerung der Salienz des Referenten sowie dessen Thematisierung – entsprechend überraschend ist der Rückgang im Gebrauch zum Nfrz. Die Autoren verweisen hier auf eine mögliche Schwächung in der letzten Phase der Grammatikalisierung und ziehen einen Vergleich einerseits mit dem definiten Artikel und andererseits mit dem Demonstrativum. *Ledit* ist dem Demonstrativum vergleichbar, aber nicht deiktisch und tritt häufig in Juxtaposition mit *icelui* auf, ist also prinzipiell im gleichen Kontext verwendbar. *Ledit* bleibt zunächst in Kontexten, in denen keine funktionale Überlagerung mit *ce* besteht, andernfalls wäre wohl eine kontinuierliche Verdrängung von *ledit* zu erwarten gewesen. Ähnlich wie in anderen Beiträgen wird hier nur eine – wenngleich sehr interessante – These formuliert, die nicht weiter geprüft wird.

Auch auf der Basis der wenigen, hier exemplarisch dargestellten Studien wird klar, dass neben der thematischen Heterogenität die Diskussion bekannter Ansätze zwar zur Formulierung von Hypothesen führt, aber diese nicht weiter geprüft werden. Das Afrz. wird selten, das Nfrz. so gut wie nie in den Blick genommen, was zu einer Konkretisierung der Entwicklungsergebnisse hätte führen können.

Graz Sabine Heinemann

Sarah-Jane Conrad/Daniel Elmiger (Hgg.), *Leben und Reden in Biel/Bienne. Kommunikation in einer zweisprachigen Stadt/Vivre et communiquer dans une ville bilingue. Une expérience biennoise* (Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft, 77), Tübingen: Narr, 2010, 112 [deutscher Text] + 104 [französischer Text] S.

Das vorliegende Werk zeichnet sich dadurch aus, dass der gesamte Text in zwei Sprachen, Deutsch und Französisch, vorliegt, die gegenläufig gedruckt und gebunden sind. Es handelt sich um die Publikation einer Synthese eines größeren Projekts namens *bil.bienne* (allein die Bibliografie am Ende zählt weitere 19 Publikationen in diesem Umfeld auf), dessen Hauptfragestellungen die folgenden waren: „[W]ie gehen die Menschen in Biel sprachlich miteinander um? Was halten sie von der Zweisprachigkeit und wie leben sie sie? Welche Sprache wählen sie bei Kontakten im öffentlichen und halböffentlichen Raum?“ (S. 17 f. der deutschen Version, nach dieser werde ich zitieren). Die zu besprechende Publikation ist eine Art Synthese der bisherigen Ergebnisse, die auch für ein weiteres Publikum lesbar sein soll, deshalb haben die Autoren Wert auf eine „leserfreundliche Sprache“ gelegt und „weitgehend auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat verzichtet“ (S. 7).

Das Buch gliedert sich außer dem Vorwort in sechs Kapitel, von denen das erste, von Iwar Werlen stammende (S. 9–20), das Projekt vorstellt und einen Überblick über die Geschichte der Stadt gibt. Dabei geht es vor allem darum, wie sie zweisprachig wurde, denn in der alten Eidgenossenschaft, bis 1798, war sie amtlich eine deutschsprachige Gemeinde. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bemühte sich die Stadt um die Zuwanderung von vor allem französischsprachigen Uhrmachern, die dann um eine Anerkennung als Minderheit kämpften und sie 1860 mit der Einrichtung einer französischsprachigen Schule bis zu einem gewissen Grad auch erreichten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts sind knapp 30 % der Bevölkerung französischsprachig, der Anteil der Deutschsprachigen sank in dieser Zeit von 66 % auf heute ca. 56 %; rund ein Sechstel der Wohnbevölkerung gehört anderen Sprachgruppen an. Offiziell ist die Stadt heute streng zweisprachig und damit im Schweizer Kontext eine der nicht sehr zahlreichen Ausnahmen. Seit

der Veröffentlichung der berühmt gewordenen vergleichenden Studie von Gottfried Kolde zur Zweisprachigkeit von Biel und Freiburg i. Ue.[1] bekommt die Zweisprachigkeit in Biel in Fachkreisen eine gewisse Bedeutung. Das Projekt *bil.bienne* will die seither erzielten Erkenntnisse aktualisieren und vor allem durch qualitative Untersuchungen zu differenzierteren Antworten kommen. Drei Hypothesen sollten geklärt werden: nämlich, dass Romands und Deutschbieler vor allem nebeneinander und kaum miteinander leben, dass weiter die offiziell positive Wertung der Zweisprachigkeit in Frage gestellt wird, und schließlich, ob das sogenannte Bieler Modell in der Praxis wirklich eine entscheidende Rolle spielt (nach diesem Modell bestimmt, wer zuerst spricht, die Sprache des Kontakts; ihm steht, nach Kolde, das Schweizer Modell gegenüber, bei dem jede Person ihre eigene Sprache spricht). Für die ersten beiden Hypothesen wurden längere Gespräche ausgewertet, für die dritte Personen auf der Straße oder in Geschäften oder Ämtern angesprochen und aufgenommen (wenn sie es im Nachhinein zuließen). Die Gesprächspartner wurden in einem Schneeballsystem ermittelt, was natürlich bei 40 Gesprächen zu gewissen Verzerrungen führen kann, da bestimmte Tendenzen privilegiert werden, wie die Autoren selbst feststellen. Die Kontakte auf der Straße führten zu ca. 70 Aufnahmen. Zu Vergleichszwecken wurde eine ähnliche Straßenbefragung auch in Freiburg i. Ue. durchgeführt (S. 19).

Das zweite, von Bernard Py verfasste Kapitel (S. 21–30) versucht, eine für diesen Fall anwendbare Definition von „Zweisprachigkeit“ zu formulieren, und geht dabei von den klassischen Ansätzen aus, nämlich dem Gebrauch, den Kenntnissen und schließlich den gesellschaftlichen Erwartungen, die eine Person erfüllen muss, um als zweisprachig angesehen zu werden. Dabei spielt für den Fall von Biel die Kommunikation – als Aushandeln von Sinn und Bedeutung – und die gegenseitige Verständlichkeit (nahezu) jeder Äußerung eine große Rolle (man spricht so, dass der/die andere einen auch dann versteht, wenn sie zur anderen Sprachgruppe gehört und nur eine begrenzte Kompetenz besitzt).

Das dritte Kapitel, das von Sarah-Jane Conrad stammt (S. 31–52), zeigt anhand von zahlreichen Beispielen, dass in Biel tatsächlich in der Mehrzahl der Fälle die Sprache von der zuerst das Wort ergreifenden Person bestimmt wird, auch wenn die Kompetenz des Gesprächspartners begrenzt ist und die sprachliche Anpassung bisweilen schwierig wird. Das unterscheidet die Bieler etwa von der Freiburger Situation, wo das Gespräch entweder in zwei Sprachen abläuft oder vielfach das Französische eingefordert wird.

Im vierten Kapitel, von Sarah-Jane Conrad und Daniel Elmiger geschrieben (S. 53–80), geht es um die Beziehungen zwischen Sprache und Identität. Mehrere der Gesprächspartner bekennen sich zu sprachlichen Relativitätskonzepten, empfinden aber die Öffnung zu einer zweiten Sprache als positive Herausforderung, ebenso wie sie die Vorteile der Zweisprachigkeit hervorheben und gelegentlich Einsprachigkeit als Stigma betrachten. Das bringt es mit sich, dass es bei längeren Gesprächen vielfach zu Sprachwechseln kommt. Allerdings trennt nur eine feine, leicht zu überspringende Grenze die Anerkennung der Mehrsprachigkeit von der Furcht vor dem Verlust, gewöhnlich der ‚eigenen‘ Sprache. Diese Ambivalenz beruht einerseits auf Erfahrungen, andererseits wird sie noch immer von der etwa in Schulen und anderen Institutionen gelebten praktischen Einsprachigkeit vermittelt. Etliche der Informanden berichten, dass sie, etwa als Kinder, die jeweils andere Sprache gut beherrscht hätten, dann aber aufgrund der Einsprachigkeit der Institutionen (bzw. einer völlig unzulänglichen Sprachvermittlung) diese Fähigkeit ganz oder teilweise wieder verloren hätten.

Das fünfte Kapitel aus der Feder von Daniel Elmiger (S. 81–103) geht auf das Konfliktpotenzial der Zweisprachigkeit ein. Eine Rolle spielt dabei die sogenannte mediale Diglossie im

1 Kolde, Gottfried, *Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i. Ue.*, Wiesbaden: Steiner, 1981.

Deutschen der Schweiz, das in der mündlichen Kommunikation fast ausschließlich in Gestalt des Dialekts auftritt, sonst aber (auch) als Schriftdeutsch. Diese Diglossie bedeutet für alle Anderssprachigen eine zusätzliche Komplikation und wird daher von Romands mehrfach thematisiert. Einige Gesprächspartner verweisen darauf, dass die Rezeption der Sprachen – etwa in Versammlungen – ungleich sei, dass dabei französischsprachige Redner benachteiligt würden. Die geforderte Anpassungsleistung sei daher für die Romands größer als für die Deutschsprachigen. Manche von ihnen haben daher eine gewisse Furcht vor einer schleichenden Germanisierung (natürlich wird diese Furcht etwas relativiert durch die Scheu mancher Romands, sich überhaupt auf das Deutsche einzulassen; aber vermutlich findet sich eine entsprechende Haltung auch bei Deutschsprachigen). Dabei werden auch die Möglichkeiten und Grenzen der städtischen Sprachenpolitik ausgelotet, und mehrere Gesprächspartner setzen (zu) große Hoffnungen auf die Möglichkeiten der Schule.

Der Schluss (S. 105–106) beginnt mit der folgenden Feststellung:

> Wer aus unserem Text den Eindruck gewinnt, dass Biel eine faszinierende Stadt ist, geht nicht fehl. Für uns ist sie das vor allem als Stadt mit gelebter Mehrsprachigkeit, die – anders als viele andere Orte – das Zusammenleben mehrerer Sprachen nicht nur in offiziellen Reden feiert, sondern tatsächlich im Alltag unaufgeregt anwendet. (S. 105)

Natürlich gibt es auch Enttäuschungen und Spannungen, aber sie bleiben am Rande, sind nicht das Hauptthema. Darin, in dieser „Unaufgeregtheit" (das kann man natürlich auch als „Langweiligkeit" bezeichnen), liegt das Besondere von Biel. Durch die Antworten werden die erste und zweite der erwähnten Hypothesen weitgehend verneint, und die wichtige Rolle des Bieler Modells in der Praxis bestätigt. Die Verfasser stellen am Ende die Frage, ob sich diese Situation angesichts von eingeleiteten Veränderungen in den Verwaltungsstrukturen beibehalten lässt. Es wäre zu hoffen, dass man die Bieler so weiterleben lässt, denn das Unaufgeregte macht deutlich, dass etwas, das anderswo zum Problem geworden ist, hier – nahezu – mühelos im Alltag bewältigt wird. Damit will ich nicht idealisieren, andererseits aber auf ein *acquis* hinweisen, das anderswo (ich brauche wohl keine Beispiele aufzuzählen) oft nahezu unerreichbares Ziel ist.

So hinterlässt dieser angenehm lesbare und dennoch (oder gerade deswegen?) inhaltsschwere Band eine doppelte Botschaft: die genaue Information über die sprachliche Situation in einer kleineren Stadt und ein ethisches Bekenntnis zur Annäherung an einen Zustand, den viele Forscher als ideal ansehen. Auf vergleichsweise wenigen Seiten wird viel gesagt.

Wien Georg Kremnitz

Ligia Stela Florea/Catherine Fuchs, avec la collaboration de Frédérique Mélanie-Becquet, *Dictionnaire des verbes du français actuel. Constructions, emplois, synonymes* (L'essentiel français), Paris : Ophrys, 2010, 269 p.

Sur le marché éditorial français, le dictionnaire de L. S. Florea et C. Fuchs (désormais le *DVFA*) prend la suite, à plus de 40 ans de distance, du *Dictionnaire des verbes français* de J. et J.-P. Caput (désormais *DVF*, Larousse, 1969[1], 1980[2]). Entre-temps, le monumental dictionnaire *Les verbes français* de J. Dubois & F. Dubois-Charlier, extrêmement riche mais d'un maniement difficile, qui est paru presque clandestinement chez Larousse en 1997, est depuis longtemps épuisé et il a fallu le numéro 153 de *Langue Française* (J. François, D. Le Pesant & D. Leeman, dir. 2007) pour assurer à sa version numérique (désormais *LVF*, disponible sur le site du

laboratoire MoDyCo, CNRS-Paris-Ouest) une visibilité suffisante. Cependant, sur le marché éditorial du français langue étrangère en Allemagne, le *Französisches Verblexikon* de W. Busse & P. Dubost (désormais *FVL*, 1977[1], 1983[2], Stuttgart : Klett-Cotta) constitue depuis plus de 30 ans la référence incontournable. Il paraît donc souhaitable, spécialement dans une revue destinée aux linguistes germanophones, de chercher à situer le projet et les performances de ce nouveau dictionnaire par rapport à ses deux précurseurs de la deuxième moitié du XX[e] siècle.

Le *DVFA* est un dictionnaire destiné à un usage pratique prioritairement en français langue seconde ou étrangère et à titre complémentaire en langue maternelle. Avec une nomenclature de 2500 articles, il remplit très bien cette fonction, il est d'un format commode, la microstructure des articles et leur typographie sont pertinentes (malgré une initiale curieusement en majuscule, contrairement à l'usage lexicographique), rappelant celles du *Micro-Robert* avec les vedettes en rouge. Le dictionnaire proprement dit est précédé d'un mode d'emploi fournissant avec des exemples clairs la microstructure typique des articles, la liste des symboles catégoriels et autres. Particulièrement bien venue est l'utilisation de la couleur rouge (en dehors de la vedette) pour noter tout « changement de régime du verbe synonyme par rapport à celui du verbe d'origine dans l'exemple considéré » (p. IX), ce changement pouvant concerner le choix de la préposition introduisant un complément régi (ex. *s'habituer* ***à*** *un nouvel emploi* se familiariser **avec**) ou l'ordre des compléments (notés par des exposants de couleur rouge,[1] [ex. *débarrasser qqn de sa veste* ôter qqch**[2]** à qqn**[1]**]).

Bien que destiné à un usage didactique, le *DVFA* n'est évidemment pas dénué de fondements théoriques. La brève introduction (pp. XI–XXI) les énumère. Il est intéressant de noter que les auteures ont conçu la microstructure des articles de manière à fournir un modèle pour les dictionnaires bilingues. La précision « un dictionnaire de verbes […] renseigne le lecteur […] sur […] sa conjugaison » (p. XI) s'entend dans un sens restreint : seule la sélection de l'auxiliaire du passé est mentionnée. Pour les paradigmes de flexion proprement dits, la note 4 (p. XIII) renvoie à l'ouvrage de P. Le Goffic, *Les formes conjuguées du verbe français, oral et écrit*, paru en 1997 dans la même collection. Mais il y a au moins un verbe du français où l'on aurait aimé deux articles distincts[2] au motif de ses deux paradigmes flexionnels, c'est ***ressortir***, car il est bien difficile à un apprenant de distinguer entre par ex. ce qui *ressort* d'un texte et le genre auquel ce texte *ressortit*.

Une originalité notable du *DVFA* est la disparition des notions de transitivité, de complément et plus généralement de fonction syntaxique : le dictionnaire « comporte simplement un schéma valenciel et argumental qui le prédispose à certains types d'emplois » (p. XII). Cela étant, la valence quantitative (le nombre d'actants) de chaque construction n'est pas mise en évidence, il appartient au lecteur de la déduire de la formule décrivant la construction.[3] La description se décline à quatre niveaux : morphophonologique (dans l'en-tête), syntaxique par la liste des constructions, lexical et stylistique par les « exemples-types d'emplois en fonction

1 Ces exposants de couleur rouge se distinguent de ceux de couleur noire qui marquent les homonymes et sur lesquels je reviendrai plus bas.

2 En fait, le *DVFA* reconnaît bien deux homonymes, mais selon une convention générale discutée plus bas, il les regroupe en un seul article.

3 À proprement parler, la notion de « schéma valenciel » présuppose une distinction rigoureuse entre actants et circonstants. Toutefois les auteures ne se prononcent pas (à juste titre selon moi) sur le statut actanciel ou circonstanciel de certains syntagmes prépositionnels figurant dans les formules syntaxiques. Ainsi la formule **V prép** (locative) **N** appliquée au verbe ***vivre*** (ex. ~ *à la montagne / sous la tente*) introduit bien un actant dans le sens mentionné d'*habiter*. Mais dans un contexte tel que : *À force d'insécurité, on ne vit plus dans ce pays* ≈ *la vie devient impossible dans ce pays*, le complément locatif aurait une fonction circonstancielle.

des registres de langue» (p. XIII), et sémantique par les synonymes et paraphrases attachés à chaque construction.

Comme je l'ai évoqué plus haut, la disparité syntaxique de certaines paraphrases est mise en évidence. Dans les termes de la syntaxe dépendancielle de L. Tesnière, cette disparité couvre d'une part les ‹métataxes simples› (ex. *communiquer + **avec** SN ≠ ouvrir **sur** SN* vs. *communiquer + **SN** à SN ≠ faire part **de SN** à SN*), et d'autre part les ‹métataxes doubles› (ex. *compléter + SN **par/avec** SN ≠ ajouter qqch*[2] ***à*** *qqch*[1] vs. *doter + SN **de** SN ≠ conférer qqch*[2] ***à*** *qqn*[1]). Du point de vue des fondements théoriques, le *DVFA* occupe à mon sens une position intermédiaire entre le *DVF* de J. & J.-P. Caput et le *FVL* de W. Busse & J.-P. Dubost (malheureusement absent des références bibliographiques, p. XXII). En effet, il est beaucoup plus explicite que le *DVF* du point de vue de la corrélation entre propriétés morphosyntaxiques et pragmasémantiques. Le *DVF* se contente de fournir des listes de constructions illustrées chacune d'un exemple, imposant à l'apprenant d'aller chercher les informations complémentaires dans un dictionnaire général comme le *Petit Robert*, ce qui limite drastiquement son intérêt. D'un autre côté, le *FVL* fonde l'ordre et la hiérarchisation des constructions sur une théorie élaborée des diathèses verbales développée antérieurement par W. Busse dans sa thèse[4] dans le prolongement des grammaires dépendancielles et transformationnelles du français des années 1960–70 (Coseriu, Heger, Mel'čuk, Dubois, M. Gross, etc.), ce qui en fait le précurseur majeur du dictionnaire de valence des verbes italiens de P. Blumenthal & G. Rovere[5] paru en 1998.

Le meilleur moyen pour justifier ce jugement consiste à choisir un verbe et à comparer sa description dans les trois dictionnaires. Je choisirai ***commander***, qui pose clairement le problème de l'articulation entre la variation des constructions et celle des sens, incluant la question des dégroupements homonymiques. Dans le *DVF* (1969), l'article ***commander*** se compose de quatre rubriques syntaxiques: construction absolue, simple directe (incluant l'emploi pronominal) et simple indirecte et multiple (illustrée par: *commander un café au garçon*; *commander de venir à l'élève du fond*; *commander à l'huissier que personne ne vienne vous déranger*). Aucune sous-catégorisation n'est mentionnée et rien n'est dit du sujet grammatical. Tous les exemples se présentent sous forme de syntagmes verbaux à l'infinitif et l'existence de constructions à sujet non animé (ex. *La prudence commande la vigilance / d'être vigilant / que nous soyons vigilants*; *Le disjoncteur commande tout le réseau électrique*) est ignorée. C'est dire que tout un pan de la polysémie de ce verbe passe à la trappe.

De son côté, le *DVFA* (2010) introduit successivement sept constructions, à savoir **SN + V** (première description mentionnant le sujet, implicitement de valence 1), **V + SN** et **V *à* SN** (valence 2), **V + SN *à* SN**, **V *à* SN *de* Inf** et **V *à* SN *que*** $\mathbf{P_{subj}}$ (valence 3) et enfin **SN *se* V** (seconde description mentionnant le sujet, dont la valence reste indéterminée, puisqu'elle dépend de la fonction du pronom objet: valence 2 en diathèse réfléchie ou réciproque, valence 1 en diathèse récessive). L'ordre des constructions est donc globalement similaire dans les deux dictionnaires, mais comme nous venons de le voir, l'inventaire des constructions est beaucoup plus convaincant dans le *DVFA*, car l'utilisateur du *DVF* ne peut pas deviner non seulement que le sujet de ***commander*** peut avoir un référent non animé, mais surtout qu'avec un tel référent le verbe véhicule des sens très différents, soit par métaphore (ex. *Phèdre ne peut pas commander à ses sentiments → La raison ne peut pas commander à la passion → La raison commande de garder les pieds sur terre*), soit par métonymie (ex. *Le contrôleur commande l'ouverture du sas à l'aide de ce bouton → Ce bouton commande l'ouverture du sas*).

4 Cf. Busse, Winfried, *Klasse, Transitivität, Valenz*, München : Fink, 1974.

5 Cf. Blumenthal, Peter/Rovere, Giovanni, *Wörterbuch der italienischen Verben – Konstruktionen, Bedeutungen, Übersetzungen*, Stuttgart: Klett, 1998.

Quant au *FVL* (1978), il distingue deux homonymes, ***commander*¹** de valence 1/2/3 avec huit constructions (dont trois de valence 3 avec un destinataire ***à*** $\mathbf{N_{qqn}}$ facultatif), et ***commander*²** de valence 3 avec une seule construction : **N - V - N - (*à*/*chez* N)**, une paraphrase « faire la commande de » et une traduction en allemand : *bestellen*. La comparaison entre l'unique article du *DVFA* et les deux articles du *FVL* est instructive. Au nombre des similitudes, nous trouvons l'ordre des constructions par valence croissante et l'essentiel des caractérisations sémantiques (paraphrases dans les deux, synonymes dans le *DVFA*, traductions en allemand dans le *FVL*). Mais les traits distinctifs sont beaucoup plus nombreux. En premier lieu le *DVFA* ne mentionne pas la sous-catégorisation du sujet. De ce fait la distinction opérée par le *FVL* entre **Nqc - V - *que* Subj²** (valence 2) et **Nqn - V - (*à* Nqn) - *que* Subj²** (valence 3 avec destinataire facultatif) et entre **Nqc - V - *de* Inf²** et **Nqn - V - (*à* Nqn) - *de* Inf²** (idem) ne peut pas être prise en compte.[6]

Par ailleurs, l'absence de dégroupement homonymique dans le *DVFA* pour la construction exprimant la commande d'un client auprès d'un commerçant – qui en soi-même est défendable, voir plus bas – est jumelée ici à une distinction syntaxique discutable : on trouve d'un côté sous **V + SN** : *commander un taxi, un repas*, SYN[7] : *demander*, *ordonner*, et d'un autre côté sous **V + SN *à* SN** : *commander une bière au garçon*, SYN : *demander*. En fait, il n'y a pas lieu de distinguer deux constructions, le destinataire étant simplement facultatif (ex. *Marie a commandé un repas* ***au traiteur*** / *un taxi* ***à la centrale***). Cette distinction superflue tient apparemment au souci des auteures d'écarter tout actant facultatif, ce qui est une question générale particulièrement délicate qui a fait couler beaucoup d'encre chez tous les défenseurs de la notion de valence quantitative. La distinction mentionnée plus haut du *FVL* qui prend en compte un destinataire facultatif se fonde sur l'observation qu'on ne rencontre en général pas de destinataire lorsqu'un verbe en soi trivalent a un sujet sous-catégorisé en « qc », (ex. *L'officier commande* ***à la troupe*** *de partir à l'assaut* vs. *La prudence commande* [??***à l'officier***] *d'attendre l'intervention de la force aérienne*).

Enfin on peut s'interroger sur le statut actanciel et sémantique de la notation **SN *se* V** dans cet article. En effet, elle introduit deux illustrations de nature différente, d'une part *Le salon et la chambre se commandent*, apparemment de diathèse réciproque (je n'ai pas connaissance de ce type d'emploi) et *La sympathie ne peut pas se commander*, une construction médio-passive que, de leur côté, les auteurs du *FVL* écartent par principe, estimant qu'elle relève des règles de la syntaxe générale et non du lexique-grammaire.

Ces observations ne constituent pas une critique des principes établis et scrupuleusement suivis dans le *DVFA*, mais elles visent à illustrer la difficulté que doivent affronter les lexicographes lorsqu'ils tentent de fournir une description à la fois pertinente du point de vue de la théorie grammaticale et exploitable pédagogiquement. Le *DVFA* est plus aisément exploitable que le *FVL* qui constitue plus un instrument d'étude approfondie du lexique verbal qu'un outil de consultation. À ce titre, le *FVL* se situe lui-même à mi-distance entre le *DVFA* et la base *LVF* de J. Dubois & F. Dubois-Charlier qui, avec ses 25610 entrées, représente actuellement l'instrument le plus fin (et de ce fait même le moins maniable) pour l'étude de l'articulation entre la syntaxe et la sémantique du verbe français.

6 Il est à noter que l'emploi d'exposants dans le *FVL* s'inspire de la pratique de M. Gross et indique le contrôle du sujet absent de l'infinitive par le sujet (exposant 1) ou l'objet (exposant 2). Il serait utile dans le *DVFA* de disposer d'une notation (sans doute différente des exposants en raison de leur usage différent), car la notation actuelle **V *à* SN *de* INF** ne permet pas à l'apprenant de savoir qu'avec le verbe ***demander*** l'infinitive est contrôlée syntaxiquement par l'objet prépositionnel, avec le verbe ***promettre***, elle l'est par le sujet et avec le verbe ***proposer*** elle l'est par l'un ou l'autre (ex. *Je vous propose de régler la question* ***moi-même*** / ***vous-même*** / ***ensemble***).

7 En fait, le synonyme *ordonner* ne convient pas : on ne peut pas « ordonner » un taxi ou un repas, tout au plus ordonner la venue d'un taxi ou la préparation d'un repas.

Un autre sujet à débat est l'absence de distinction nette entre collocations et locutions. Je n'ai pas trouvé de notation différentielle à l'exception de la distinction entre Adj et SAdj, Adv et SAdv, où la catégorie simple évoque un figement. Les exemples sont destinés à fournir des collocations (p. XVIII), mais de manière intuitive, et non sur la base d'un corpus exploité statistiquement comme dans le *Dictionnaire des combinaisons de mots* de D. Lefur (Robert 2005).

Concernant la microstructure des articles et la question délicate des dégroupements homonymiques,[8] le *DVFA* distingue trois triplets (*affecter*, *caler*, *pointer*) et 28 paires d'homonymes (*aviser*, *barder*, *bouffer*, *buter*, *contracter*, *débiter*, *déboucher*, *défier*, *dépendre*, *déposer*, *détacher*, *diffuser*, *fiche(r)*, *flanquer*, *flotter*, *fumer*, *importer*, *louer*, *masser*, *parer*, *poster*, *relaxer*, *reposer*, *ressortir*, *rétracter*, *viser*, *voler*). Cette liste – difficile à établir, les homonymes étant intégrés dans un seul article – est globalement en accord avec celle du *Petit Robert*, à l'exception de *bouffer* qui n'a qu'un seul article dans le *PR*, de *pointer* qui n'en a que deux et inversement de *masser* et *parer* qui en ont trois. Cela signifie que les auteures ont adopté les critères de dégroupement du *Petit Robert* (différence de flexion ou d'étymologie). Si l'on compare pour la seule initiale « A » les dégroupements effectués par le *Petit Robert*, le *DVFA* et le *FVL* (42 verbes au total), on constate un accord de 97 % entre *PR* et *DVFA*, de 2 % entre le *DVFA* et le *FVL* et de 5 % entre le *PR* et le *FVL*. La cause est donc entendue : d'un côté le *FVL* (assez proche en cela du *LEXIS*) abonde de dégroupements à base sémantique, d'un autre côté ces dégroupements sont quasiment absents du *PR* et du *DVFA*.

Il est certain que, compte tenu de la convention d'intégration des homonymes dans un seul article adoptée par les auteures du *DVFA*, il aurait été inconcevable d'étendre les dégroupements homonymiques. Cependant cette convention elle-même est sujette à caution. Elle est supposée faciliter la consultation du dictionnaire (p. XIX), mais elle entraîne occasionnellement des conséquences fâcheuses. Ainsi, concernant l'article ***masser***, il est troublant pour l'apprenant (qui en outre peut avoir mal compris la convention concernant les exposants) de lire à la suite dans un même article *masser*[1] *le dos de qqn* ; *masser*[2] *la population sur la grand-place, dans la rue* ; *se masser*[1] *les tempes* ; *Le groupe s'est massé*[2] *devant l'entrée, dans le couloir*. Une présentation alternative serait sans doute préférable :

masser[1] (…)
V + SN ■ ~ *le dos de qqn* frotter ; malaxer
***se* V + SN** ■ *se ~ les tempes* se frotter.[9]

masser[2] (…)
V + SN prép SN ■ ~ *la population sur la grand-place, dans la rue* rassembler ; réunir
se V prép SN ■ *Le groupe s'est massé devant l'entrée, dans le couloir* se rassembler.

L'ordre intangible des rubriques syntaxiques est à coup sûr une nécessité, cependant le fait de ne pas considérer la sous-catégorisation du sujet comme un facteur de mise en ordre peut avoir un effet troublant. Ainsi, la première construction mentionnée du verbe ***menacer*** est **SN + V** ■ *La révolte menace* risquer d'éclater, qui constitue un emploi métaphorique semi-grammaticalisé, l'absence d'objet direct en étant le signe (*La révolte menace* ≠ *La révolte* ***nous*** *menace*). Plus curieux encore est le fait qu'occasionnellement, en cas d'homonymie, la première construction

8 Il suffit pour s'en convaincre de mesurer les différences de dégroupements effectués à quelques années de distance par deux dictionnaires dirigés chez Larousse par J. Dubois, le *Dictionnaire du français contemporain* (1966) et le *Dictionnaire LEXIS de la langue française* (1975), cf. Jacques François, « Le lexique verbal français et les dégroupements homonymiques », in : *ZFSL* 90 (1980), pp. 1–24.

9 Cette construction mériterait d'être spécifiée comme limitée à un SN de « partie du corps », ce qui constitue un domaine syntaxique particulier. Il faudrait noter l'équivalence *X se masse les tempes* ⇔ *X masse ses tempes*. Cela vaut aussi par exemple dans l'article ***durcir*** pour **V + SN à SN** ■ *Sa nouvelle coupe lui durcit les traits*, où il faudrait ajouter ⇔ *Sa nouvelle coupe durcit ses traits*.

mentionnée peut correspondre au second homonyme ! C'est le cas par exemple pour le verbe ***contracter***. Les premiers exemples mentionnés sont : **V + SN** ■ *contracter*[2] *ses muscles*   raidir ■ *L'angoisse contractait*[1] *sa gorge*. La numérotation des homonymes est conforme à celle du *Petit Robert*, laquelle se fonde sur un critère historique, l'emploi contractuel étant antérieur à l'emploi physiologique (ils sont attestés respectivement en 1361 et en 1732). Cependant, dans ce cas l'apprenant peut s'interroger et même éventuellement chercher une autre explication, par exemple la priorité d'un emploi à sujet humain.

Un autre choix délicat concerne la liste des verbes « essentiellement pronominaux ». Les lexicographes sont d'avis différent sur l'extension de cette classe. À juste titre, les auteures se sont distancées du *Petit Robert* qui exclut des verbes de la classe en raison de la mention d'emplois archaïques (en général transitifs). Ainsi, contrairement au *Petit Robert*, pour la seule initiale « A », le *DVFA* reconnaît comme essentiellement pronominaux *s'acharner*, *s'adonner*, *s'apparenter* et *s'attrouper*.

Dernière question d'importance, celle des « coverbes » (cf. introduction, p. XVII). Lorsqu'un verbe régit une construction infinitive (avec ou sans complément), il est qualifié de « coverbe », et lorsqu'il régit une complétive ou une interrogative, c'est un « opérateur de phrase ». Cette distinction peut concerner un même verbe. Ainsi ***savoir***, sans donner lieu à un dégroupement homonymique, est soit un « coverbe » dans *Jean sait écrire* (capacité), soit un « opérateur de phrase » dans *Jean sait que Marie écrit* (connaissance). Mais cette terminologie fait l'impasse sur les alternances entre construction infinitive et complétive, lesquelles constituent en revanche un trait classificatoire essentiel dans la base *LVF* (qui prévoit une seule entrée par exemple pour *Paul dit qu'il est malade* et *Paul dit être malade*).

Le problème est particulièrement délicat, car il faut distinguer les verbes régissant une construction infinitive soit (a1) sans corrélat transformationnel complétif ou (a2) avec un faux corrélat (cas d'alternance avec changement de sens), (b) soit avec un véritable corrélat (ce sont les cas donnant lieu dans *LVF* à une seule entrée). Comme illustration de la configuration (a1) on peut citer *qn doit/peut* INF vs. **qn doit/peut que* P, comme illustration de (a2) : *qn apprend à* INF vs. *qn apprend que* P ; *qn demande à qn de* INF / *qn demande à* INF vs. *qn demande* P-interrog., et comme illustration de (b) : *qn veut* INF vs. *qn veut que* P_{subj} ; *qn attend de* INF vs. *qn attend que* Psubj ; *qn croit* INF vs. *qn croit que* P; *qn dit à* SN *de* INF vs. *qn dit que* P_{subj}; *qn essaie de* INF vs. *qn essaie que* P_{subj} ; *qn s'indigne de* INF vs. *qn s'indigne que* P_{subj}. Pour mesurer la complexité de la question, il suffit de comparer les constructions *qn dit* INF (déclarer) vs. *qn dit à qn de* INF (ordonner) ou *qn pense* INF (croire) vs. *qn pense à* INF (ne pas oublier).

En tout état de cause, le *Dictionnaire des Verbes du Français Actuel* constitue un jalon important dans l'élaboration d'une lexicographie à la fois explicite et conséquente dans les principes théoriques qu'elle adopte et adaptée à un public d'apprenants par la clarté et la qualité technique de la présentation. Il est donc à recommander pour l'enseignement du français langue étrangère ou maternelle à la place du dictionnaire de J. & J.-P. Caput qui est loin de rendre des services comparables. En même temps, ce dictionnaire mérite de faire l'objet de travaux de recherche, en particulier pour discuter une hypothèse forte (et donc sujette à débat) énoncée p. XI–XII : « Un dictionnaire de verbes […] envisage le sens comme un processus dont il s'agit de retracer la dynamique à partir des structures minimales construites par le verbe et à partir des contextes qui actualisent ces structures dans le discours ».

On croit reconnaître là l'hypothèse de base de la sémantaxe verbale issue des travaux d'A. Culioli, mais aussi la thèse défendue dans la « grammaire de construction radicale »[10] de

10 « Jusqu'à un certain point, tout mot peut être employé en principe dans n'importe quelle construction. De ce fait les patrons distributionnels n'établissent pas de catégories grammaticales au sens strict. Ce qui compte, c'est l'interprétation sémantique d'un mot dans une construction particulière […].

W. Croft pour qui les unités lexicales ont une aptitude combinatoire bien supérieure à ce qui est communément admis. L'idée que la construction (ou structure) la plus simple délivrerait une «forme schématique» d'un haut degré d'abstraction que l'adjonction de compléments délimiterait vers des emplois spécifiques, défendue en particulier par J.-J. Franckel & D. Lebaud,[11] est tentante et mérite d'être examinée de près, cependant cette vision n'a encore aucune validation psycholinguistique. Il est vraisemblable – comme l'a bien montré S. Lamb[12] – que chaque locuteur se constitue une organisation particulière de la polysémie lexicale (avec un ou plusieurs signes linguistiques ainsi qu'une hiérarchisation et un ordonnancement variables des différents emplois) et il n'est donc pas assuré que les constructions verbales les plus simples bénéficient d'un accès mental prioritaire. Ces remarques apparemment éloignées de notre sujet ne visent qu'à montrer qu'au-delà de ses qualités pratiques, ce dictionnaire défend explicitement des options qui devraient susciter l'intérêt de tous les analystes et praticiens de la syntaxe et de la sémantique du verbe français.

Caen – Tunis Jacques François

Cette interaction entre les constructions grammaticales et les mots que les locuteurs y insèrent est la source de la richesse et de la flexibilité du langage comme moyen de communiquer le vécu. La flexibilité de la grammaire est limitée à un certain point par nos attentes sur ce à quoi ressemble le monde et sur la manière dont différents types d'événements peuvent être construits mentalement de manière plausible». Croft, William, «The Structure of Events and the Structure of Language», in: *The new psychology of language – Cognitive and functional approaches to language structure*, éd. par M. Tomasello, Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum, 1998, p. 67–92, ma traduction.

11 Franckel, Jean-Jacques/Lebaud, Daniel, *Les figures du sujet – A propos des verbes de perception, sentiment, connaissance*, Paris/Gap: Ophrys, 1990.

12 Lamb, Sydney, *Pathways of the Brain: The Neurocognitive Basis of Language*, Amsterdam: Benjamins, 1999.

Laurent Guyénot, *La Lance qui saigne. Métatextes et hypertextes du* Conte du Graal *de Chrétien de Troyes* (Essais sur le Moyen Âge, 44), Paris: Champion, 2010, 343 p.

Anyone who reads Laurent Guyénot's reconstruction of the metatexts (folklore, beliefs, and legends) that stand behind the *Conte du Graal* and the hypertexts (works like the verse continuations and other rewritings) derived from this first Grail romance, cannot fail to be impressed by the sheer number of stories the author manages to retell, keep track of, and relate to Chrétien's romance. In the course of its ten chapters, this study accumulates an enormous reservoir of traditional legends and medieval texts in French, English, German, Welsh, Norse, etc., with which Guyénot aims to recreate as much as possible a medieval reading—that of Chrétien's initial public (p. 10)—based on what cultural references those readers had access to; how they would have understood and decoded the hints, metaphors, analogies, and associations carried by the romancer's art; and what kind of interpretations they would have developed to decipher his enigmatic tale. Rejecting the notion that Chrétien and his francophone public had no knowledge of the meanings attached to his mythic materials, Guyénot reopens the question of Chrétien's sources in order to consider the textual moments of illogic, incoherence or ambiguity as artful clues to a double meaning that must be reconstructed by measuring the romance's cryptic distortions against two types of metatexts: on the one hand, the popular and legendary traditions of medieval folklore; on the other, a vulgarized form of theological discourse, as understood by

a lay public, centered on the figure of Christ. While recognizing a third, biographical metatext (in which Perceval incarnates the crusading spirit of Philip of Flanders), Guyénot identifies the main objective of his book as an exploration of the legendary metatext, most particularly those narratives whose central theme, scandalous from the perspective of clerical culture, plays a prominent role in lay culture: "la rédemption des morts par leur vengeance" (p. 15). The dead appear in medieval folklore as figures paradoxically doubled by other persons still living but sympathetically linked to the "mort infirme" who requires relatives and most particularly sons to revenge wrongful deaths so they can rest in peace. That concentration on vengeance and death explains why Guyénot's title privileges the Bleeding Lance as the key object to be investigated, despite the focus of Chrétien's own title on the Grail.

The introduction gives an overview of Guyénot's methodological approach as well as an explanation of how he organized the chapters that follow. The first two analyze the *Chevalier de la Charrette* to show how Chrétien has begun to experiment with the "technique du double métatexte" (p. 15) in his previous romance by unfolding around the Arthurian hero two distinct symbolic registers well-known to his public and rich in interconnecting correspondences: "Lancelot-Orphée" and "Lancelot-Christ". The next three chapters focus on the legendary metatext for Perceval's part of the *Conte du Graal*, followed by comparisons with other medieval narratives, chosen to explore the theme of "Les Morts Enchantés" in chapter 6 (*Le Bel Inconnu*, *Wigalois*, *Le Conte du Papegau*, *Le Lai d'Yonec*, and *Diu Krône*). In moving from "La Vengeance du Fils de la Veuve" (Chapter 3) to "Le Roi Fantôme" (Chapter 4), Guyénot establishes a series of equivalences on the symbolic level between victims—Perceval's father, the Fisher King, and his cousin's decapitated lover—who act as implicit specular doubles of each other and suggest a further set of identities linking their murderers: the Orgueilleux de la Lande (on the textual level) and the Chevalier Vermeil (the murderer of Perceval's father on the metatextual level). In these two chapters, Guyénot brings a series of other works into the dialogue as proof texts for his analyses of the legendary underpinnings (*Sir Percyvell of Gales*, *Tyolet*, *Parzival*), before turning in Chapter 5 to "L'Épée Brisée et la Lance Sanglante" where stories like those of *Sir Degaré*, *Le Chevalier aux deux épées*, the continuations, and *Peredur* help reveal what Chrétien's readers would have understood about these broken and bloody weapons, based on the chivalric ideology of the twelfth century which tied warrior and dynastic values to "une idéologie de la faide (du devoir familial de la vengeance)" (p. 140).

In Guyénot's view the Bleeding Lance is probably not a legendary motif but comes rather from the Christological iconography explored in Chapter 7, "Le Sang du Christ et la Croisade", focused on the theological metatext of the *Conte du Graal*. On that level, a different set of equivalences appear: the Fisher King's father stands for God the Father, the Fisher King for God the Son, the Grail for the Holy Sepulcher as well as the Holy Ghost; the lance is the one wielded by the Roman soldier who pierced Christ's side on the cross, as will become explicit in the first and third continuations. Much of Guyénot's Christological interpretation in this chapter coincides with Jacques Ribard's allegorical readings of Chrétien, but he also explores how the lance leads symbolically to crusading themes that resonate with the contemporaries of his patron, Philip of Flanders. Guyénot's analysis highlights how the theme of vengeance appears in both of the romance's metatexts, converging in the figure of the wounded Fisher King, whose presentation as *méhaignié* evokes both the bad death of the legendary "mort infirme" and "le Christ resuscité portant les stigmates de la Passion" (p. 192). In Chrétien's romance, however, the idea that Perceval should seek revenge for his father's death has been removed from the explicit level of the plot. In Guyénot's interpretation, this strategy suggests that the model offered for understanding Perceval's conduct is not that of the avenging crusader but rather that of a knight "repenti et converti" (p. 200), which leads him to postulate that after the hermit

episode Perceval would no longer take up arms. (This view seems at odds with the advice the hero receives from his hermit uncle, who requires him—as did his mother and Gornemant de Gohort—to defend the weak, widows, orphans, ladies in distress, etc., a message reinforced by teaching him a secret prayer of God's names to protect Perceval from mortal danger, the sort of prayer typically evoked for warrior heroes.) Later, this reading of Perceval's monastic vocation will furnish Guyénot with an argument that the romance is less unfinished than it appears. Just as he considers each of the romance's two heroes to be equally important in the *Conte du Graal* (a critical stance not shared by all medievalists but which my reading of the romance supports), Guyénot deems each one to be successful in following one of the two paths to redemption open to the knight (p. 319).

In order to explore the other salvific path through the crusading ideal, Guyénot turns in Chapter 8 ("L'Héroïsation Périlleuse de Gauvain") to the second hero and Gauvain's part of the romance (which allows him to introduce a comparison with *Sir Gawain and the Green Knight*), before focusing in the last two chapters on the *Conte du Graal*'s hypertexts. "Les Cadavres Merveilleux du Premier Continuateur" (Chapter 9) focuses primarily on certain branches in the short form of the First Continuation with a short excursus on the Second Continuation at the end. Disagreeing with previous scholars like Pierre Gallais, Guyénot suggests that the first, anonymous continuator, whose vision of the Grail Castle appears to be so radically different from the image that appears in the *Conte du Graal*, has simply reduced the distance between text and metatext and thus serves as a model of how Chrétien's public was familiar with and able to decipher behind the text's inconsistencies and illogic, the traditional story of the dead and his doubles requiring vengeance. Chapter 10, "La Prose et les Métamorphoses du Graal", pinpoints the role played by Robert de Boron's prehistory of the Grail in giving further importance to religious discourse and values in later rewritings of Chrétien's *Conte du Graal*. Guyénot then concentrates most particularly on *Le Haut Livre du Graal* (*Perlesvaus*) and brings out quite usefully the possible filiation between it and the First Continuation. Both are presented as good readers of Chrétien's legendary metatext who, in Guyénot's view, confirm his approach in re-creating a medieval reading rather than imposing, like nineteenth and twentieth century scholars searching for mythological origins, a modern anthropological view of the text.

In the conclusion, Guyénot recognizes his debt to such scholars—Alfred Nutt, Roger Sherman Loomis, Jean Marx, Jean-Claude Lozac'hmeur—but is at pains to summarize and clearly distinguish his own approach from that of others who speculate, for example, about the Fisher King's mythical origins in India or Egypt (e. g. the myth of Osiris). *La Lance qui saigne* remains squarely focused on the legendary traditions of phantoms and redemptive vengeance that haunt the medieval lay imagination and the story of the Grail, until the prose cycles signal a turning point, when Robert de Boron's Christian rewriting will efface Chrétien's invention of the Grail. Turning finally toward more recent history, Guyénot finds echoes of those phantoms in the Count of Monte Cristo and the solitary heroes of modern westerns in the style of Clint Eastwood. A "Bibliographie sommaire" and "Index des auteurs et œuvres cités" follow the conclusion, giving ample evidence (along with the chapters' many footnotes) of how rich and extensive is Guyénot's field of reference. Unfortunately, only primary works are indexed, which makes it all the more regrettable that numerous secondary references that appear in the footnotes (sometimes incomplete—e. g. Bouget's article cited p. 251 n. 43) do not reappear in the selected bibliography. There is also a pattern of erroneously identifying the author of *La Reine et le Graal* as Alexandre Micha rather than Charles Méla (p. 79, n. 54; 230 in the text and n. 78; and in the bibliography, p. 334).

In opening his conclusion, Guyénot imagines the figure of Chrétien: "un peu folkloriste ou 'antiquaire', aimant à entendre des légendes de terroir […] un homme doué d'une grande

capacité de synthèse, et qui participe de manière innovante à l'intégration des différentes composantes culturelles de son époque" (p. 309). Not surprisingly, this image might also serve as an authorial portrait of Guyénot himself as reflected in the voice and aims of his study. "Qu'on me permette ici une brève incursion dans ce folklore distinct mais voisin […]" (p. 262) introduces the retelling of *Guigemar* as a little excursus within the context of marvelous ships carrying the living to the Other World. Guyénot the antiquarian with an endless store of knowledge about traditions and texts delights in accumulating yet more examples, integrating yet more stories to entertain us and fill in the world of references he expects Chrétien's readers to have in their cultural baggage. Bringing so many disparate pieces together is indeed a *tour de force* of synthesis made possible in part by Guyénot's wide-ranging and careful reading, excellent memory, and fine appreciation of the many associations, echoes, reprises, etc., that Chrétien builds into his romance. Nevertheless, there are certain assumptions in Guyénot's approach that strike me as problematic if we want to move back to the specifics of the *Conte du Graal* once we have explored the body of legendary traditions within which he usefully situates it. Consider his discussion of the Orgueilleux de la Lande's mistreatment of his beloved as illuminated by Claude Luttrell's reconstruction of a folkloric motif known as the Wild Hunt (pp. 92–94).[1] For Guyénot, Luttrell's study confirms that Chrétien knew perfectly well the meaning of this material, related to the tradition of the "mort infirme", and used it in such a way that his initial public, steeped in contemporary folklore, would have easily decrypted the romance's rationalization in order to recognize the folk legend concealed underneath, even if it remains relatively opaque for modern readers. This may indeed be so, but what happens when the whole cloth of the Wild Hunt, now reconstituted, substitutes for the bits and pieces served up by Chrétien's text? Does that reconstruction necessarily tell us what the specific elements mean in the context of Chrétien's reinvention where the breaks, refractions, differences and distortions are as important for constructing meaning as the repetitions, associations, and doubles that constitute the romance's complex and puzzling *conjointure*? How do we properly move back from the metatext to the text, from the legendary potential to the actualization realized by the romance's own particular structure?

With that question in mind, it also seems to me that the spirit of critique that Guyénot brings to earlier scholars' research on Celtic sources and the search for mythological origins should have been equally displayed in analyzing the romance's other metatext, the Christological or more generally the Christian, theological, and crusading background evoked in the *Conte du Graal*. Ribard's allegorical readings are accepted here at face value without giving due attention to the way Chrétien may invite such readings but also subverts or problematizes them by innovatively combining Christian and Breton elements within his Arthurian frame.[2] Guyénot's focus on the technique of the double metatext rightly underlines the importance of that unexpected combination but fails to consider the kinds of conflict it may generate (cf. his reading of Gauvain as a Christ figure, in a way that tends to ignore possible tensions between clerical and chivalric perspectives, pp. 224, 235). It seems likely, given how modern critics frequently offer different allegorical interpretations for the same thing,[3] that Chrétien's contemporaries might also have been inclined to disagree with each other and, with all their different cultural baggage, offer

1 Claude Luttrell, "Folk Legend as Source for Arthurian Romance: The Wild Hunt", in: *An Arthurian Tapestry. Essays in Memory of Lewis Thorpe*, ed. Kenneth Varty, Glasgow: British Branch of the International Arthurian Society, 1981, pp. 83–100.

2 See, for example, Peter Haidu, *Lion-Queue-Coupée. L'écart symbolique chez Chrétien de Troyes*, Geneva: Droz, 1972.

3 See, for example, p. 190, where Guyénot disagrees with Helen Adolf's identification of the Fisher King.

different interpretations of the puzzling elements in Chrétien's romance. Indeed, can we assume, as Guyénot does, that every enigma posed can be resolved by finding the original version (p. 259)? Is it possible that Chrétien aims to create a sense of mystery where everything is not already understood because it relates to a well known legend (p. 64)? Is it so sure that closure of meaning is attainable or even desirable in his puzzling and unfinished narrative world (p. 238)?

Given the character of Chrétien's *Conte du Graal* and its inevitable effect on our efforts to figure out how it works and what it might mean, questions tend to proliferate as answers often elude our grasp. But Laurent Guyénot has offered us a treasure house of stories, legendary traditions, reconstructions and revelations, that enrich our view of what may lie behind and beyond Chrétien's text, a myriad of folkloric legends and literary works that throw both light and shadow on the romancer's artful reinventions.

Boston Matilda Tomaryn Bruckner

Madeleine Kern, *Corps et morale entre geste et parole. La représentation de la séduction dans la comédie humaniste française de la Renaissance (1552–1612)* (Travaux des universités suisses, 13), Genève : Slatkine, 2009, 501 p.

Cet ouvrage constitue la version remaniée d'une thèse soutenue à l'université de Bâle. Le recenseur ayant fait partie du jury, il est sensible au travail utile auquel Mme Kern s'est livrée pour abréger quelque peu les longueurs, remanier éventuellement, corriger les fautes évidentes, avec un grand scrupule.

Le projet et la démarche demeurent, assurément. Malgré un titre un peu singulier (les rapports entre le corps et la morale ne seront qu'un des aspects du sujet traité ; et la « séduction » du sous-titre n'est pas du meilleur choix, car cette séduction se réduit souvent à la violence sexuelle avant le mariage), on voit très bien les hypothèses de départ, le projet et la progression de la thèse. Il s'agit d'analyser la représentation de la séduction dans les comédies humanistes françaises, laquelle met inévitablement en jeu le corps et implique tout aussi inévitablement une problématique morale.

Le corps et la scène, la dramaturgie, le langage seront tour à tour envisagés, dans leur contexte historique et avec les enjeux moraux. Trois parties clairement amenées structurent l'étude : comment *définir* la séduction, comment la *représenter*, comment la *dire*.

La courte première partie, presque exclusivement consacrée aux prologues des comédies, ne contient pas vraiment une définition de la séduction, mais signale une intéressante contradiction : les prologues mettent en avant une finalité éthique de la comédie, tout en légitimant les scènes de séduction qui ne sont rien moins que morales !

La seconde partie est beaucoup plus copieuse – à la fois scénique et dramaturgique. Un premier chapitre est une topologie de la séduction, les lieux n'étant pas toujours visibles (la chambrette de la jeune fille peut n'être qu'évoquée). Le second, proprement dramaturgique, est une typologie des épisodes de séduction (cinq types sont distingués, tels que la consommation anticipée du mariage, plus ou moins consentie, le viol ou l'enlèvement). Le troisième est centré sur le corps, exhibé dans l'espace scénique (jeu gestuel), déguisé ou travesti, espionné quand la scène se déroule dans le hors-scène.

La troisième et dernière partie s'intéresse au langage de la séduction, à ses effets rhétoriques, poétiques et esthétiques. Déjà (chapitre 1) quand il s'agit des épisodes invisibles sur la

scène, dont les mots doivent rendre compte, un lexique de l'obscène est alors utilisé, ainsi que des réseaux métaphoriques de l'érotisme. C'est ensuite (chapitre 2) le langage employé par le séducteur (y compris les amoureux ridicules) et le discours de la séduite. Un ultime développement (chapitre 3) se propose d'étudier les procédés rhétoriques et poétiques du langage de la séduite et du séducteur, où le pastiche et la parodie (procédés de détournement) ont leur place ; un certain nombre de duos d'amour sont étudiés sous cet angle.

Ainsi, nous dit l'auteur dans son ultime paragraphe, est réalisé son but qui « était de montrer, par trois approches différentes, les ressources du geste et de la parole dont la comédie dispose pour gérer le problème de l'exhibition du corps en relation avec la séduction » (p. 468). Même formulé en un style peu recherché, c'est vrai ! Au demeurant, l'abondance des introductions et des conclusions partielles, puis générales, malheureusement un peu lourdes et répétitives, permettra au lecteur de se repérer dans le détail de ce travail très solide.

On peut certes encore lui faire des reproches ou le chicaner sur tel ou tel point : corpus hétérogène entre 1552 et 1612, choix du *terminus ad quem* ; embarras dans le détail de la démarche alors même que l'auteur cherche à débrouiller à fond telle question subtile. Un souci louable – celui d'éclairer tous les contextes des concepts, des métalangages et des problèmes qu'elle aborde ou met en œuvre – l'amène à des mises au point exhaustives qui font assez vite digression. Chaque thème repris et analysé dans les comédies se trouve rapporté à son contexte historique, sociologique et anthropologique. Qui s'en plaindrait ? Mais à trop aller dans cette direction, le texte des comédies est un peu débordé et noyé.

Mais je veux insister sur les qualités de cet ouvrage – le plan d'ensemble est bon et plus on avance dans la lecture, plus les résultats paraissent justes et intéressants. Les apports sont solides : typologie nette des situations de séduction ; analyses intéressantes sur le discours des personnages, son intertextualité et ses effets comiques ; le problème du détournement littéraire traité dans le dernier chapitre du livre est très important dans l'esthétique de la comédie.

Si le lecteur peut souhaiter une réalisation plus sobre, avec une méthode qui parte plus encore du texte que des contextes, il reste impressionné par le sérieux et l'honnêteté intellectuelle – volonté de faire le point scientifiquement, de ne négliger aucune méthode d'approche, aucun éclairage possible. Et les résultats éclairent vraiment un aspect central de notre comédie de la Renaissance.

Bordeaux Charles MAZOUER

Jenny MANDER (Hg.), *Remapping the Rise of the European Novel* (SVEC, 2007:10), Oxford: Voltaire Foundation, 2007, IX + 345 S.

Als Incipit für vorliegenden Sammelband wählt die Herausgeberin eine rhetorische Frage: „Do we need another history of the novel?" Denn direkt im Anschluss stellt sich Jenny Mander in eine lange Forschertradition: 1957 machte Ian Watt mit *The Rise of the Novel* den Anfang.[1] Seither erfreut sich die Erforschung der Geschichte des modernen englischen Romans bei angloamerikanischen Wissenschaftlern besonderer Beliebtheit. Aber auch nach etlichen umfänglichen Untersuchungen, die Mander in ihrer ausführlichen Einleitung – einem Forschungsbericht

1 Ian P. Watt, *The Rise of the Novel: Studies in Defoe, Richardson and Fielding*, London: Pimlico, 2000 (reprint of London 1957).

ähnlich – mit den Ergebnissen des vorliegenden Bandes zusammenführt, ist das Bedürfnis nach weiteren und vertieften Studien offenbar ungebrochen.[2] Das so legitimierte *Remapping* erfährt nun eine leichte Modifikation: Der Untersuchungsgegenstand wird auf Europa, der Zeitraum auf die frühe Moderne ausgedehnt (d. h. 1500/1550–1800/1830 – der Schwerpunkt liegt auf dem 18. Jahrhundert). Die insgesamt 22 Beiträge – sie sind in der Regel 12–16 Seiten lang – werden in vier Abteilungen präsentiert: 1. *Time, travel and translation*; 2. *Bibliometrics, generic identity and translation*; 3. *Novel and nation* und 4. *Popular pleasures*. Neben klassisch literaturwissenschaftlichen Fragestellungen, buch- und rezeptionsgeschichtlichen Aspekten steht augenscheinlich das Phänomen der Übersetzung im Mittelpunkt. Fallstudien zu einzelnen Autoren und Werken bleiben die Ausnahme, die Beiträger sind bemüht, möglichst übergreifende und breite Themenfelder zu erfassen.

Die ersten drei Untersuchungen von Andrew Hadfield, Margaret A. Doody und Diana de Armas Wilson weisen zu Recht darauf hin, dass der moderne europäische Roman nicht unabhängig von seinen Vorläufern (z. B. von Heliodor über Cervantes bis Defoe) betrachtet werden sollte. Zwei Beiträge begeben sich innerhalb der spanischen Literatur auf Spurensuche: Während B. W. Ife (zusammen mit R. T. C. Goodwin) in den Chroniken des 16. Jahrhunderts über die neue Welt (u. a. von Columbus) erste Einflüsse auf Erzählstrategien späterer Prosa entdeckt, glaubt Anne J. Cruz, dass die Moderne auch auf narrative Traditionen des früheren pikaresken Romans zurückgreift.

Dass der geografische Anwendungsbereich europäisch sei, ist nicht wirklich zutreffend. Die Hälfte der Beiträge ist dem englischen Roman gewidmet, drei Beiträge gelten dem spanischen und zwei dem französischen Roman. Jeweils ein russischer, ein italienischer und ein deutscher Beitrag haben eher Alibifunktion: Ann Hallamore Caesar glaubt im Venedig zwischen 1750 und 1780 mit den Theaterromanen von Pietro Chiari und Antonio Piazza schon vor Manzoni Ansätze für den modernen italienischen Roman gefunden zu haben. Während sich Andrew Kahn noch bemüht, auf breiter Textbasis den Übergang des antiken bzw. mittelalterlichen Romans zur Moderne in Russland nachzuzeichnen, ohne dabei die (west)europäischen Einflüsse zu vernachlässigen – Roderick Beaton verfolgt einen ähnlichen Ansatz für den griechischen Roman –, wird die Präsenz der deutschen Literatur gar auf einen einzigen Titel reduziert: *Elisa oder das Weib wie es sein sollte*. Michael Minden führt den großen Erfolg des Bestsellers aus den 1790er Jahren auf die anrührende Handlung und Mechanismen der Identifikation mit der Protagonistin zurück.

Die Beiträge, die sich ausschließlich oder vorwiegend mit englischer Literatur befassen, können hier nur am Rande erwähnt werden. Nandini Das analysiert die Erzählungen des relativ unbekannten Robert Greene, der im 16. Jahrhundert bereits die Londoner Unterwelt fiktional aufbereitete. Karen O'Brien grenzt die genretypischen Charakteristika von Geschichten (im eher ursprünglichen Sinne des Wortes) und Romanen sowie deren unterschiedliche Funktionen voneinander ab; Alan Paterson, Kate Williams und Trudi Darby untersuchen, inwiefern Übersetzungen und Adaptationen zur Herausbildung nationaler Identität beigetragen haben, bzw. zu einer Art ethnografischem Diskurs führen konnten (Nathalie Ferrand). Aber auch Konversationsanleitungen wie: *The Art of conversation, or the Polite entertainer* (Éric Méchoulan) oder mehrsprachige Anthologien (Alan Paterson) könnten bei der Entstehung des modernen englischen Romans eine Rolle gespielt haben. Ros Ballester geht den orientalischen Einflüssen auf die englische Erzählprosa kaum bekannter Autoren nach. Zwei Beiträge reichen in den Bereich der Genderstudies: Mónica Bolufer stellt ein verändertes Lektüreverhalten bei den spanischen Leserinnen im ausgehenden 18. Jahrhundert fest: Empfindsame Texte werden weniger, politisierende häufiger

2 Dies fordert u. a. auch Franco Moretti (Hg.), *The Novel*, 2 Bde., Princeton: Princeton University Press, 2006.

rezipiert. John Richetti versucht die typisch weibliche Schreibweise von Autorinnen wie Eliza Haywood, Sarah Scott und Frances Sheridan herauszuarbeiten, sie abzugrenzen von Defoe und Richardson, um sie letztendlich gleichberechtigt auf den literarischen Olymp zu heben.

Lise Andries wirft in ihrem Beitrag die Frage auf, ob die von Watt u. a. entwickelte These, der moderne realistische Roman habe sich aus dem romantischen aufgrund einer generellen epistemologischen Revolution herausgebildet, auch für Populärliteratur – einmal mehr entwickelt am Beispiel der *Bibliothèque bleue* – zutrifft. Die beständige Beliebtheit romantischer Literatur auch im 19. Jahrhundert scheint dagegen zu sprechen, auch das Scheitern des programmatischen Realismus bei Champfleury und Duranty. Vergessen sollte man aber nicht, dass der Paradigmenwechsel nur sehr langsam vollzogen wurde. Die anfänglichen theoretischen Forderungen in Vorworten u. a. von Stendhal und Hugo konnten innerhalb des literarischen Realismus erst nach und nach von Stendhal, Balzac und Flaubert bis hin zu den Brüdern Goncourt umgesetzt werden. Zwei statistische Studien sind besonders aufschlussreich: Angus Martin kann nachweisen, dass immerhin 10 % der in Frankreich zwischen 1701 und 1750 erschienenen Titel Übersetzungen waren, meist aus dem Englischen oder Spanischen. James Raven analysiert Archivmaterialien und Bibliografien aus der Zeit von 1750 bis 1830 in England und konstatiert eine deutliche Zunahme von Titeln in der Kategorie Roman – auch bei Übersetzungen.

Gattungstheoretische Überlegungen spielen wohl gewollt (S. 19) keine Rolle, damit wird bewusst auf eine möglichst adäquate Trennung von individuellem gegenüber allgemeinem Romanverständnis verzichtet.[3] Folglich kann jeder längere Prosatext zum Roman deklariert werden: beispielsweise in dem Beitrag von Doody, der so unterschiedliche Texte wie Aristoteles' *De anima*, Heliodoros' *Aethiopica* und Apuleius' *Der goldene Esel* in die Nähe des Romans rückt. In so manchem Beitrag ist Vergleichbares beobachtbar. Ein Index und eine Liste der behandelten Werke erleichtern die Suche, wenig hilfreich sind die allzu verknappten Zusammenfassungen, die wiederum auf Englisch präsentiert werden. Sie hätte man sich zumindest in einer anderen Sprache gewünscht, denn es bedarf schon fundierter Kenntnisse der englischen Wissenschaftssprache, um den Band gewinnbringend zu rezipieren.[4] Am Ende ihrer Einleitung bleibt die Herausgeberin betont bescheiden, was den Ertrag der Aufsatzsammlung anbelangt: „The early modern European focus of this volume, therefore, should not be understood as an implicit assertion as to the novel's historical or territorial origins; it constitutes instead a point of departure for a new collaborative journey" (S. 19). Jenny Mander sieht in ihrem Band also ‚nur' eine Art Startpunkt für eine Entdeckungsreise, die etliche bemerkenswerte Einzelbeobachtungen liefert und einige Fragestellungen neu aufwirft. Mir indes scheint ein wichtiges Ergebnis darin zu liegen, dass Übersetzungen für die Entstehung des modernen europäischen Romans möglicherweise eine wichtigere Rolle gespielt haben als bisher angenommen.

Düsseldorf Friedhelm BECKMANN

3 Zu dieser Unterscheidung siehe Klaus W. Hempfer, *Gattungstheorie. Information und Synthese*, München: Fink, 1973, Kap. 4: „Gattungsbestimmung".

4 Das mag abgesehen von der geografischen Schieflage ein Grund dafür sein, dass bisher nur englischsprachige Rezensionen erschienen sind.

Romain Menini, *Rabelais et l'intertexte platonicien* (Études Rabelaisiennes, 47 = Travaux d'Humanisme et Renaissance, 461), Genf: Droz, 2009, 223 S.

„Nous ne sommes guère en état, aujourd'hui, d'apprécier correctement ce que Rabelais doit à Platon". So wird zu Beginn der vorliegenden Studie (S. 7) eine Publikation von Robert Marichal aus dem Jahr 1953 zitiert. Dem somit bezeichneten Desiderat, das nach wie vor bestehe, will Verf. mit diesem Buch abhelfen, und dies gelingt auch in der Tat ein ganzes Stück weit. Dabei geht die Arbeit grundsätzlich und natürlich mit Recht davon aus, dass es falsch wäre, nur nach einer interauktorialen Beziehung zwischen Platon einerseits und Rabelais andererseits zu suchen: Platon nämlich sei zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Frankreich eher ein ‚Name' als ein konkret umrissenes und detailliert bekanntes Textcorpus (das Corpus der heute unter Platons Verfasserschaft laufenden philosophischen Dialoge). Dieser Name stehe für ein Konglomerat aus Zitationen und Paraphrasen platonistisch-doxografischer Provenienz, ferner für einzelne Texte und Textfragmente Platons selbst (im griechischen Original und bes. auch in Marsilio Ficinos Übersetzungen und kommentierenden Paraphrasen) und schließlich für eine Zusammenballung platonistischer Dogmata spätantik-neoplatonischer und christlicher Färbung: Hier ist an Autoren wie Plotin und Ps.-Dionysios Areopagita zu denken, aber auch an die für christliche Orthodoxie nicht unbedenklichen mystizistisch, dämonologisch und theurgisch orientierten Schriften der platonistischen Tradition (u. a. Iamblichos, *De mysteriis*, Synesios, *De insomniis* und Texte von Proklos, Porphyrios sowie die *Aurea verba* und die *Symbola* des ‚Pythagoras'), die Marsilio Ficino übersetzt hat und wegen ihrer theologischen Brisanz erst gegen Ende seines Lebens, 1497, im Druck herausgeben konnte.[1] Außerdem zählt die lateinischsprachige Vermittlung platonistischer Philosopheme durch Autoren wie Macrobius (Kommentar zum *Somnium Scipionis*) ebenso zu diesem Gesamtareal wie die Tradition neoplatonischer Deutungspraxis (etwa Porphyrios' philosophische Allegorese der Nymphengrotte in der *Odyssee*). Diese Textmasse insgesamt, die bes. wegen ihres zuerst genannten Bestandteils – der ausfasernden doxografischen, teils auch aphoristischen und anekdotischen Überlieferung – und angesichts ihrer Rückbindung an die von Ficino angesetzte uralte Tradition einer *prisca theologia* kaum scharf abzugrenzen ist, bildet den „intertexte platonicien", auf den sich der Titel der Studie bezieht und vor dessen Hintergrund Rabelais schreibt, wobei sich seine Rekurse teils neutral bis philosophisch ‚ernsthaft', sehr oft aber ironisch, parodistisch, satirisch ausnehmen. Das Theorem ‚Intertext' bzw. die ‚Intertextualität' werden von Verf. theoretisch nicht ausdiskutiert, sondern im Wesentlichen an den ‚klassischen' Studien von G. Genette festgemacht und somit als bekannt vorausgesetzt, ebenso wie die Annahme einer intertextuellen Dialogizität. In diesem Sinne erklärt Verf. als sein Ziel, „de revivifier ladite ‚source' platonicienne sous la forme […] d'un ‚*intertexte*' effectivement actif dans la trame toute *dialogique* du ‚roman' rabelaisien" (S. 7, Kursivierung im Original).

Die Arbeit ist folgendermaßen aufgebaut: Im ersten Hauptteil („L'*autorité* de Platon au temps de Rabelais – et dans son texte", S. 11–61) wird das oben umrissene Corpus Platonicum in seinem Umfang und seiner Rezeptionstradition beschrieben. Die Bedeutung, die dieser schichtenreiche, keineswegs einfach einen ‚authentischen Platon' bietende Gegenstand für Rabelais hat, wird dabei bereits in der vorgeschalteten „Introduction" (S. 7–9) alludiert, wenn

1 Marsilio Ficino (Hg. und Übers.), *De mysteriis Aegyptiorum, Chaldaeorum, Assyriorum*, Venetiis 1497 [BSB-Ink I–127 – GW M11750]. Im Literaturverzeichnis (S. 209) listet Verf. merkwürdigerweise nur den „Index eorum, quae hoc in libro habentur" auf, der in dem Band gleich nach dem Titelblatt abgedruckt ist (n. pag.). Vgl. die Behandlung dieses Index im Haupttext der Studie, Abschnitt „Ficin et la ‚platonica familia'", S. 32–35.

es dort heißt, Rabelais habe oftmals Platon nicht direkt, sondern in zitierter oder anderweitig derivierter Fassung rezipiert und derart einen sekundären Platonismus in seine Texte integriert.[2]

Der zweite Hauptteil („Rabelais et Platon, de Fontenay-le-Comte au *Ve Livre*“, S. 63–129) untersucht anhand zahlreicher intertextuell relevanter Passagen aus Rabelais' Werk die konkrete Bezugnahme seiner Texte auf den „intertexte platonicien“. Dabei wird eine phasenweise Evolution von Rabelais' Kenntnis der einschlägigen Texte und auch seiner generellen Haltung zum Phänomen des Platonismus herausgearbeitet (vgl. S. 75 f. und passim): Vor 1520 habe Rabelais keine direkte Platon-Lektüre betrieben, sondern die verstreuten Sentenzen und Anekdoten rezipiert, die sich um Platons Namen rankten. Beginnend mit den 1520er Jahren finde Rabelais' ‚Entdeckung Platons' statt, „à la fois dans la traduction de Ficin et l'édition en langue originale de 1513 – ce qui fait de Rabelais, en France, un précurseur, en tant qu'helléniste et en tant que lecteur du texte de Platon“ (S. 75). Rabelais ist somit der allgemeinen Platon-Rezeption der französischen Renaissance um etwa 20 Jahre voraus und nimmt einen „statut de pionnier“ ein (S. 74). Dies erkläre seine spezifische Position gegenüber dem späteren Phänomen eines höfisch kompatiblen, häufig galant getönten ‚Mode-Platonismus', eines „véritable effet de mode italianisante qui naît dans l'entourage de Marguerite de Navarre“ (S. 75). Ab den 1540er Jahren nämlich positioniere sich Rabelais in kritischer Distanz zu dieser Strömung, was damit zusammenhänge, dass Rabelais die platonische und platonistische Philosophie achtungsvoll zur Kenntnis genommen habe (so gilt auch und besonders für diese dritte Phase: „Rabelais […] garde le même respect religieux pour Platon et la *prisca theologia*“, ebd.).[3] Schon in diesem zweiten Teil wird eine Vielzahl von Passagen aus diversen Werken Rabelais' eingehend auf intertextuelle Bezüge zum platonistischen Textuniversum untersucht; dabei orientiert sich die Darstellung über weite Strecken an zentralen platonistischen Philosophemen und Motiven wie ‚extase', ‚harmonie', ‚idées', ‚participation', ‚démons'.

Der dritte Teil der Studie führt die im zweiten Teil fundierte intertextuelle Exegese anhand dreier ausführlicher Interpretationen platonistisch geprägter Primärtextausschnitte zum Abschluss: Zum ersten wird unter dem Titel „Les Silènes d'Alcofribas“ der „Prologue platonicien du *Gargantua*“ behandelt (S. 133–154), zum zweiten geht es um „Le pseudo-‚Androgyne' hiéroglyphique de Rabelais (*Gargantua*, VIII)“ (S. 155–177) und zum dritten um „L'Apologue des fils d'Antiphysie (*Quart Livre*, XXXII) et autres platonismes“ (S. 179–200). Dabei wird zum *Gargantua*-Prolog festgehalten, Platons Autorität diene Rabelais zur Markierung semantischer Vieldeutigkeit des eigenen Textes. Die Verrätselung der Sprache weise auf eine hermetische Abriegelung, die nur der ‚eingeweihte' Leser durchbrechen könne, und so spiele Platon für Rabelais „le rôle d'un adjuvant indispensable à la bonne garde du texte présenté comme sacré“ (S. 154). Ähnlich hebt die Untersuchung des 8. Kapitels von *Gargantua*, die um „l',image' que le tout jeune géant porte sur son chapeau“ kreist (S. 155), auf die durch platonistische Rekurse unterstrichene symbolisch-hieroglyphische Qualität des Textes ab:

2 Verf. eröffnet eine Skalierung von Rabelais'schen Bezugnahmen auf platonische Texte, die vom wörtlichen, mit Platons Namensangabe und der Nennung des Quellentextes versehenen Zitat bis hin zur anonymen Evokation eines ‚locus platonicus' bzw. zur bloßen Erwähnung Platons reicht (S. 15 f.).

3 Nicht immer gelingt es der Arbeit, ganz klar herauszuarbeiten, in welchem Verhältnis dieser hier angenommene ehrerbietige Grundgestus zu den vielen ironisch gebrochenen und satirischen Platon- und Platonismusreferenzen steht, die der Band diskutiert und die keineswegs immer nur den zeitgenössisch neuen ‚Mode-Platonismus' betreffen. Im Übrigen wird auch nicht recht klar, wo (abgesehen von einer *zeitlichen* Abfolge) die *sachliche* Grenzlinie zwischen dem früheren unmodischen, offenbar philosophisch ernster zu nehmenden, und dem neuen ‚modischen' Platonismus verlaufen soll: Insbesondere der Status von Ficino, der als Scharnier zwischen beiden ‚Platonismen' agieren soll (s. etwa S. 93, 112), bleibt diffus.

> La devise de Gargantua est un programme (crypté) de vie autant que de lecture: elle propose au lecteur qui veut entendre ce hiéroglyphe qu'est l'œuvre rabelaisienne de se tourner vers les intertextes qui y sont ‚figurés'; ce n'est qu'en comprenant leur ‚vertu, propriété, et nature' que l'herméneute pourra les faire symboliser, ainsi que les deux moitiés du médaillon de Gargantua: le texte de Platon et celui de saint Paul. (S. 177)

Im dritten Teil werden dagegen eher komische Inversionen platonischer Textfolien (u. a. aus *Theaitetos*, *Timaios*, *Symposion*, aber auch aus der sekundären platonistischen Tradition) untersucht, wenn es dort um Rabelais' Neuschreibung eines „apologus" des eruditen italienischen Kompilators Celio Calcagnini geht (vgl. z. B. S. 188: „Le choix de la récriture [sic!] rabelaisienne – *via* son hypotexte latin – est celui d'un *renversement* comique de la figuration proposée par le texte platonicien", Kursivierung im Original). Besonders in diesem dritten Teil, aber auch anderswo zeigt sich, dass die detailfreudige Spurensuche im „intertexte platonicien" bisweilen die Formen eines ausführlichen, viele Einzelheiten abwägenden monografischen Stellenkommentars annimmt, was der Übersichtlichkeit der allgemeinen Argumentationslinie nicht immer förderlich ist.

Eine recht knappe „Conclusion" (S. 197–200), ein Annex mit einer Auflistung der platonistischen Referenzstellen in Rabelais' Werk (S. 201–205) sowie das Literaturverzeichnis (S. 207–216), ein Index nominum (S. 217–219) und ein auf platonistische *key words* beschränkter Index rerum (S. 220) schließen den Band vor der detaillierten „Table des matières" (S. 221–223) ab.

Die Arbeit hat sich mit einer außerordentlich diffusen Masse an Texten auseinanderzusetzen, die sich über viele Jahrhunderte hinweg mit dem Namen Platon verbunden haben und die Rabelais zu beträchtlichen Teilen kannte. Es gelingt zwar nicht, mit letzter Sicherheit zu präzisieren, wie umfangreich Rabelais' einschlägige Lektüren auch nur in Platons authentischem Schrifttum exakt gewesen sind (*Symposion* und *Timaios* immerhin sind sicher nachweisbar, wohl auch Teile der *Politeia* mit dem Mythos des Er). Dennoch wird die im Titel der Studie implizierte Frage zu einem Gutteil geklärt, und das Bild des Platon-Lesers, Platon-Deuters, Platon-Translators und Platon-Transformators Rabelais erfährt eine reichere Facettierung als bisher. Die Stärke der Studie, die auch mit klassisch-philologischer (insbesondere gräzistischer) Kompetenz glänzen kann, ist sicherlich die metikulöse Arbeit am Primärtext, die auch noch die feinsten Verästelungen intertextueller Verweisungen auf den vielfach geschichteten „intertexte platonicien" offenlegen möchte. Bedauerlicherweise wird die internationale Forschung zur rinascimentalen Platon-Rezeption zu großen Teilen ausgeblendet: Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, verarbeitet Verf. nur französischsprachige Forschungsergebnisse.[4] Dies ist im etymologischen Wortsinn borniert und schmälert den wissenschaftlichen Wert der Studie in ganz unnötiger Weise. Wer den rinascimentalen Platonismus u. a. in seiner spezifischen Perspektivierung durch Marsilio Ficino ausführlich bespricht, sollte es sich nicht leisten, zentrale Publikationen in englischer und italienischer Sprache zu ignorieren, darunter sämtliche einschlägigen Veröffentlichungen

4 So fehlt hier manches: Die Studie ignoriert nicht nur die ausführliche, bereits etwas ältere Forschungsdebatte um den *Gargantua*-Prolog (Cave, Rigolot, Defaux, Rigosin und andere), sondern übersieht auch neuere Publikationen, die für ihre Thematik von zentralem Interesse wären. Es fehlt bspw. eine Auseinandersetzung mit dem Aufsatz von David LaGuardia zu „French Renaissance Literature and the Problem of Theory: Alcofribas's Performance in the Prologue to *Gargantua*" (in: *Modern Perspectives on the Early Modern: Temps recherché, temps retrouvé* [EMF: Studies in Early Modern France, 10], hg. v. A. L. Birberick u. R. Ganim, Charlottesville: Rockwood Press, 2005, S. 5–38), in dem die platonistische Textfolie (bes. Platon, *Symposion*) von Rabelais' Prolog ausführlich diskutiert wird.

von P. O. Kristeller,[5] M. J. B. Allen,[6] J. Hankins[7] und A. Field.[8] Eine forciert frankozentrische Behandlung eines transnationalen Rezeptionsphänomens kann letztlich nicht im Sinne des Erkenntnisinteresses sein, das dieses Buch sich selbst in sehr verdienstvoller Manier zu eigen machen möchte.

Erlangen Bernhard Huss

Oskar Pausch, *Vocabula Francusia (CVP 2598) von 1409/10. Ein Glossar aus dem Umkreis König Wenzels IV.* Mit einem sprachhistorischen Beitrag und Textkommentaren von Hans Goebl (Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse, 812), Wien : Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2010, 128 p., 9 ill.

Cette édition, due au germaniste et spécialiste du théâtre qu'est Oskar Pausch, bénéficie aussi de l'apport de notre confrère Hans Goebl. Le volume (sigle du DEAF : GlAngelusP) présente deux *vocabula* qui sans pour autant être inconnus, n'ont jamais vu le jour, et qui se trouvent dans un manuscrit de Vienne (Wien, Österreichische Nationalbibliothek CVP 2598, 1^{r}–41^{r}) où ils sont suivis (41^{v}–43^{r}) par deux petits dialogues qui rappellent les manières de langage de la fin du XIVe/début XVe siècle (ManLangK).

La première partie du glossaire (1^{r}–27^{v}) est une liste quasi-alphabétisée de mots ; ensuite viennent les chiffres (27^{r}–31^{r}), suivis d'une petite liste de verbes (31^{v}–33^{r}). Ces *vocabula* viennent ainsi augmenter, et de manière intéressante, les matériaux à la disposition des lexicographes sous forme de glossaires latin-français : l'on citera parmi les mieux connus, l'*Aalma*, les glossaires

5 Vgl. nur beispielshalber: Paul Oskar Kristeller, „La diffusione europea del platonismo fiorentino", in: *Il pensiero italiano del Rinascimento e il tempo nostro. Atti del V Convegno Internazionale del Centro di Studi Umanistici, Montepulciano, Palazzo Tarugi, 8–13 agosto 1968*, hg. v. G. Tarugi, Florenz: Olschki, 1970, S. 23–41; Paul Oskar Kristeller, „The First Printed Edition of Plato's Works and the Date of its Publication (1484)", in: *Science and History: Studies in Honor of Edward Rosen* (Studia Copernicana, 16), hg. v. E. Hilfstein, Breslau: Ossolineum, 1978, S. 25–35.

6 Vgl. u. a. Michael J. B. Allen, „Marsilio Ficino, Hermes Trismegistus and the Corpus Hermeticum", in: *New Perspectives on Renaissance Thought. Essays in the History of Science, Education and Philosophy in Memory of Charles B. Schmitt*, hg. v. J. Henry, S. Hutton u. C. B. Schmitt, London: Duckworth, 1990, S. 38–47; Michael J. B. Allen, *Plato's Third Eye. Studies in Marsilio Ficino's Metaphysics and its Sources*, Aldershot/Brookfield: Variorum, 1995; Michael J. B. Allen, *Synoptic Art. Marsilio Ficino on the History of Platonic Interpretation* (Istituto Nazionale di Studi sul Rinascimento, Studi e Testi, 40), Florenz: Olschki, 1998.

7 Siehe insbes. James Hankins, „The Myth of the Platonic Academy of Florence", in: *Renaissance Quarterly* 44 (1991), S. 429–475; James Hankins, „Bessarione, Ficino e le scuole di platonismo del sec. XV", in: *Dotti bizantini e libri greci nell'Italia del secolo XV. Atti del Convegno Internazionale, Trento 22–23 ottobre 1990*, hg. v. M. Cortesi u. E. V. Maltese, Neapel: D'Auria, 1992, S. 117–128; James Hankins, *Plato in the Italian Renaissance* (Columbia Studies in the Classical Tradition, 17), Leiden/New York/Köln: Brill, ^{3}1994.

8 Vgl. Arthur Field, *The Origins of the Platonic Academy of Florence*, Princeton: Princeton University Press, 1988; Arthur Field, „The Platonic Academy of Florence", in: *Marsilio Ficino: his Theology, his Philosophy, His Legacy* (Brill's Studies in Intellectual History, 108), hg. v. M. J. B. Allen, V. Rees u. M. Davies, Leiden/Boston/Köln: Brill, 2002, S. 359–376.

de Raschi, de Lille, d'Alexandre Neckham et de Jean de Garlande, le *Catholicon*… Le DEAF (www.deaf-page.de) propose une liste détaillée avec des sigles commençant par Gl-. Il serait intéressant de comparer ce texte avec les autres glossaires pour tenter de tracer ses origines. Bien que les glossaires bilingues ne soient pas des tables d'équivalences (nous le verrons), ce sont néanmoins des documents fort précieux qui nous renseignent sur l'état non seulement de la langue française, mais également sur celui du latin médiéval, souvent assez éloigné (sémantiquement) du latin classique. Les *Vocabula Francusia*, de ce point de vue, ne déçoivent pas et il y a des choses à apprendre à leur lecture ; ils sont aussi un témoignage d'une méthode d'enseignement et d'un intérêt pour le français à la cour probablement de Venceslas IV. Le manuscrit qui les renferme semble avoir été rédigé vers 1410, dans le « Burgundisches Zwischenreich » (19) de la région Bourgogne-Luxembourg – c'était déjà la conclusion de Mario Roques qui en a publié la seule étude scientifique parue avant la présente édition – mais avec un « pikardisierendes Parfum » (19) et un lexique qui semble nous orienter vers le nord-est. Cela est tout à fait compatible avec une origine dite ‹ bourguignonne ›, étant donné la situation politique du temps (et n'est pas sans rappeler les conclusions d'une thèse de Glasgow de Geoffroy Roger sur la langue des *Cent Nouvelles Nouvelles*). Si le lexique était « französisch gedacht » (14), on relève des indices d'un copiste qui n'était pas de langue maternelle française (15, 21). À côté d'un certain nombre de latinismes (cf. 14) comme par exemple, *nostra dame* (61 n.263) ; *mensure* = *mensura* (58 n.248), *remettere* « latinisierter Verschrieb » au lieu de *remettre* (106 n.511) ; *impedier* (101 n.489 : absent de FEW 4,582b sauf en occitan, mais cf. maintenant DEAF I,120, RotParl[1]M (agn.) 1403/1406), sont visibles des germanismes comme *kanne* (identifié à cause du *k-* ; 32 n.83) et *ber* = *aper* (33 n.) « belegter Germanismus, cf. dt. *Bär*» (mais avec une difficulté sémantique car un ours n'est pas tout à fait un sanglier…).

Les notes relatives au texte – qui visent essentiellement un public non-spécialiste mais qui intéresseront également l'expert – signalent les éléments graphiques et lexicaux qui témoignent d'une appartenance du texte au nord-est. Il n'est pas surprenant de lire sous la plume de Hans Goebl (ch. V : « Hinweise zur linguistischen Kommentierung und sprachlichen Herkunft des Textes » [17–22]), qu'il est nécessaire de faire appel aux dictionnaires de l'ancien français et au FEW, mais également aux atlas linguistiques. C'est une approche que les notes adoptent avec des résultats importants. Ainsi, par exemple, pour « chambreriere al(ias) mesquin » – corr. en *mesquine* comme le signale la note 30,2 n.63 – : le mot *mesquine* dans le sens « femme de chambre » est « heute noch in Pikardie und Wallonie gebräuchlich ». (On aurait pu aussi signaler que la même équivalence *chamb(r)eriere – mesquine* est visible chez Chrétien dans *Erec* 487, TL 5,1592). Si *gline* = *gallina* (49,9 n.192) est effectivement une graphie rare (avec perte de la voyelle protonique) en ancien français, il faut aussi souligner que les attestations sans cette voyelle sont exclusivement « pic. flandr. hain » (DEAF G,440). Comme dans tout glossaire bilingue, il y a des mots qui fascinent : outre ceux que l'on signale déjà (*elgaire*, forme estropiée de *aiguière* ; *toubellement* (composé intéressant = *tout bellement*) ; *cordelbanier*, graphie de *cordewainer* [14]), l'on pourrait mentionner : *areolus* : *enchanteur* (31,13 n.72) par exemple. La note propose « wohl mit der Bedeutung von „Jongleur, der auf größeren Plätzen [lat. *areae*] auftritt“ » ; pourrait-on également penser à Gdf 3,92c **enchanteur** « celui qui vend à l'encan » ? Deuxième cas intéressant : le problème de *limon* « Stange, Deichsel », selon l'édition une erreur pour *timon*. Or, *limon* surgit deux fois (70,16 n.329 ; 77,16 n.386), pour gloser *rota* et *themo*. TL **limon[1]** (5,478) accepte le mot (de même : AND) et renvoie au FEW 5,247a ; il a également trouvé droit d'asile dans DC s. v. **lunonus** : « LUNONUS, pro *Limonus*, ut conjecto, Gall. *Limon*, Temo. Hinc pro Equus Lunonorum ». L'étymologie proposée par le FEW (gaul. **lēm-*) « Querholz » a fourni des attestations nombreuses avec des sens qui conviennent ici.

L'édition, à vrai dire, ne satisfait pas. Elle est quasi-diplomatique, c'est-à-dire : transcrit le manuscrit tel qu'il a été déchiffré par l'éditeur, avec en note les corrections proposées. L'on peut

se demander si c'était le meilleur choix pour un public non-spécialiste. Souvent, trop souvent même, la leçon imprimée est une sorte de *lectio difficilior* à la limite de la perversité : imprimer (7,3) même avec une note *coyenient* (= *clandestine*) au lieu de *coyement* ou *couronchie* (= *iratus* ; 53,4) au lieu de *courouchie*, semble donner trop d'autorité à une interprétation toujours délicate des jambages du manuscrit. L'édition est suivie de sept planches (ff. 1r, 16r, 19r, 24r, 38r, 41v, 42r) qui montrent un manuscrit très lisible. Malheureusement, celles-ci révèlent aussi un nombre important d'erreurs dans l'édition : *vaue* (29,3) lire *yaue* (note redondante) ; *anguusc* (29,9) lire *anguus* ; *souris* (59,6) lire *soris* ; *muet* (59,7) lire *muel*, mais imprimer *muet*, avec note ; *chyer* (= *merdare* ; 59,8) lire *chiier* ; les mots *courage* (59,2), *louier* (59,4), *muet* (59,7) et *mas* (59,13) sont d'une main différente ; *delgaire* (65,11) est nettement moins « phantasievoll » si on lit *elgaire* ou *esgaire* (car le *d-* est lui-même une fantaisie et n'est pas visible du moins sur la photographie) ; *soignie* (= *sompnum* lire *sompnium*) (75,14) lire probablement *somgie* ; *augenc* (n.369 : « Verschrieb : sollte als eage (< AETATE) aufscheinen ; cf. neufrz. *âge* „Alter" ») lire *ancien*, inexact mais bien plus proche du latin *senectus* ; *jennoye* (= *mitto*, 103,3) lire *j'envoye* ; *ennoyer* (= *mittere*, 103,4) lire *envoyer* ; *oblyer* (103,12) lire *obliier* ; *reco(m)ande* (110,6) lire *reco(m)mande*. Comme il n'y a qu'une quarantaine de mots par folio, le résultat du contrôle des planches produit à notre sens un taux d'erreur inquiétant ; l'édition est, semble-t-il, à refaire.

Aberystwyth David TROTTER

ROBERT LE CLERC D'ARRAS, *Les Vers de la mort*, hg. v. Annette Brasseur u. Roger Berger, (Textes littéraires français, 600), Genf: Droz, 2009, 659 S.

Drei Werke hochmittelalterlicher Literatur in altfranzösischer Sprache sind unter dem Titel *Vers de la Mort* überliefert: eines von Hélinand de Froidmont, entstanden zum Ende des 12. Jahrhunderts, eines von Adam de la Halle und eines von Robert le Clerc d'Arras, beide verfasst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Während die erstgenannten in jüngeren und leicht zugänglichen Editionen vorliegen,[1] blieb man zu Robert le Clerc d'Arras auf die nach den Maßstäben ihrer Entstehungszeit gelungene, aber längst selbst in Fachbibliotheken kaum noch zugängliche Edition Carl August Windahls aus dem Jahr 1887 angewiesen.[2] Dem hilft die im Jahr 2009 als Band 600 der Reihe *Textes littéraires français* bei Droz in Genf erschienene Edition von Annette Brasseur und Roger Berger endlich und, wie vorweggenommen sei, in vorzüglicher Weise ab.

Roberts *Vers de la Mort* sind in drei Zeugen überliefert. Die maßgebliche Handschrift A, Paris, BNF f. fr. 375 (vormals Regius 6987, frühes 14. Jahrhundert), bietet 3744 Verse in 312 Strophen; die Handschrift P, Pavia, Universitätsbibliothek, Aldini 219 (vormals CXXX. E. S, anc. 108, spätes 13. Jahrhundert) umfasst 1116 Verse in 93 Strophen; die Handschrift T schließlich, BNF f. fr. 12615 (vormals suppl. fr. 184, spätes 13. oder frühes 14. Jahrhundert, einschlägig bekannt als *Chansonnier de Noailles*), umfasst mit 648 Versen in 54 Strophen kaum noch ein

1 Adam de la Halle, *Œuvres complètes*, hg., übers. u. komm. v. P.-Y. Badel, Paris: Librairie Générale Française, 1995; Hélinand de Froidmont, *Les Vers de la Mort. Poème du XIIe siècle*, hg. u. übers. v. M. Boyer u. M. Santucci, Paris: Champion, 1983.

2 Carl August Windahl, *Li Vers de le Mort, poème artésien anonyme du milieu (?) du XIIIe siècle, publié pour la première fois d'après tous les manuscrits connus et accompagné d'une introduction, de notes, d'un glossaire et d'une liste de rimes*, Lund: Malmström, 1887.

Sechstel des in A überlieferten Textes. Alle Zeugen bieten den Text in zwölfversigen Strophen im Reimschema aabaabbbabba, der bekannten *strophe d'Hélinand*, wobei die Anordnung der Strophen – wie in der vorliegenden Edition aus einer Strophenkonkordanz (S. 23–26) ersichtlich – partiell differiert. Die Wahl des Zeugen A als Textgrundlage bedarf angesichts des Vergleichs keiner weiteren Rechtfertigung: BNF f. fr. 375 bietet den vollständigsten Text, zudem in sauberer Hand („ronde, menue, […] très soignée et facilement lisible", S. 16), „dans l'ensemble très bien et très intelligemment copié" (S. 27), dazu in erstaunlicher metrischer Regelmäßigkeit. Die Herausgeber tragen diesen Befunden editorisch Rechnung: *Lectiones difficiliores* werden im Regelfall beibehalten, ebenso, der jüngeren Editionspraxis gemäß, anderweitig nicht belegte Grafien. Darüber hinaus halten sich die Herausgeber – in Interpunktion, Setzen von Majuskeln und Akzenten, bei der Verwendung des Trema zur Markierung der Dierese und der Auflösung der häufigsten Ligaturen und Kontraktionen – an den seit Mario Roques etablierten editorischen Konsens.[3] Emendiert (und dann konsequent als Emendation markiert) werden ausschließlich offensichtliche Fehllektüren durch den Schreiber, etwa *kien* statt *bien* (v. 3260) oder *mestiers* statt *meskiés* (v. 3309); Konjekturen unterbleiben fast vollständig. Die Edition bietet so einen leicht zugänglichen, zugleich der Vorlage sehr nahen Text, der allen philologischen Ansprüchen genügt. Selbst das wachsende Interesse einer breiteren Leserschaft an mittelalterlichen Texten, wie es etwa der Erfolg der von Michel Zink herausgegebenen *Lettres gothiques* zumindest für Frankreich belegt, wird nicht enttäuscht: Die Herausgeber ergänzen den altfranzösischen Text – in der Reihe der *Textes littéraires français*, soweit ich sehe, ein Novum – durch einen neufranzösischen Lesetext, der die Schwierigkeiten des altfranzösischen Originals weitgehend souverän löst.

Nicht minder gelungen sind die den Text sprachlich und inhaltlich erschließenden Teile der Edition. Der historisch-linguistische Apparat dokumentiert die für den gewählten Text charakteristischen Grafien und macht seine franko-pikardischen Züge transparent, die Abschnitte zu Morphologie und Syntax genügen in jeder Hinsicht den Gepflogenheiten (S. 34–64). Der fortlaufende Kommentar *en bas de page* bietet alle in P und T abweichenden Textfassungen; ihm zur Seite steht ein umfangreicher und äußerst gelungener, beeindruckend materialreicher und bibliografisch ergänzter Anmerkungsteil (S. 409–530). Für die zukünftige literaturwissenschaftliche Forschung dürften sich diese Anmerkungen als unentbehrliches Hilfsmittel erweisen. Die zuweilen an Hermetik grenzende semantische Verdichtung des Textes wird durch die Kommentierung des auffallend reichen Lexikons und insbesondere der Vielzahl gelehrter Neologismen, denen ein eigenes Glossar gewidmet ist (S. 537–624), transparent und so allererst einer literarästhetischen Würdigung zugänglich. Auch die historische Lexikologie wird die gebotenen Kommentare dankbar zur Kenntnis nehmen, auch wenn sich der Leser fragt, warum im genannten Glossar die Wortart der verzeichneten Lemmata nicht systematisch erfasst ist. Ein Reimindex (S. 625–646) und ein Verzeichnis der identifizierbaren Sentenzen und Sprichwörter (S. 647–659) runden den Band ab.

Die Herausgeber selbst illustrieren die durch ihre sorgfältig kommentierte Edition gewonnenen Möglichkeiten durch eine Vielzahl von im Kommentarteil skizzierten interpretativen Ansätzen, denen nachzugehen die frankoromanistische Mediävistik einige Zeit beschäftigen könnte. Die Spannung zwischen den *memento mori*- und *contemptus mundi*-Motiven einerseits, die das geistliche Werk insgesamt tragen, den beißend satirischen Passagen andererseits, die sich nicht nur durch besonderen sprachlichen Reichtum, sondern auch durch gelungene, dem Karnevalesken in Spätmittelalter und Renaissance bis hin zu Quevedo kaum nachstehende Bildfindung auszeichnen, sollte in der Zukunft zu eingehenden Studien einladen: Zwei böse Verse zu

3 Mario Roques, „Établissement des règles pratiques pour l'édition des anciens textes français et provençaux", in: *Romania* 52 (1926), S. 243–249.

den Advokaten, „Rasoir por borses desconfire / Ont dedens lor langes entés“ (vv. 2141–2142), mögen als Beispiel dienen. Auch textstrukturelle Merkmale laden zur weiteren Diskussion ein: Der wenig ausgeprägten sequenziellen Bindung der einzelnen Strophen oder der Häufigkeit identischer oder leicht variierter Wiederholungen von Textteilen, die einzelne Verse, aber auch ganze Strophen umfassen können, ist bislang kaum die Aufmerksamkeit geschenkt worden, die vergleichbaren Befunden zum Beispiel in der *Chanson de geste*-Forschung zukommt. Nicht zuletzt sind neue Befunde zur historischen Person des Autors, dem die Herausgeber überzeugend die bislang als anonym geführte *Loenge Nostre Dame* attribuieren können (S. 71–80), zur Datierung des Textes und zur *Confrérie des Jongleurs et Bourgeois d'Arras* als Entstehungskontext des Werkes zu nennen.

Die von Annette Brasseur und Roger Berger vorgelegte Edition, so sei resümiert, kann als einschränkungslos gelungen gelten. Ein Editionsprojekt, das, wie die Herausgeber einleitend mitteilen, auf Vorarbeiten Jean-Charles Payens zwischen 1979 und seinem Tod 1980 zurückgeht und mithin einen Zeitraum von dreißig Jahren umfasst hat, ist hier zum ausgesprochenen Nutzen der frankoromanistischen Mediävistik zum Abschluss gebracht worden.

Berlin Philipp Jeserich

Voltaire, *Œuvres complètes de Voltaire*. Bd. 18A: *Œuvres de 1738* (I), Oxford: Voltaire Foundation, 2007, XXV + 336 S.
Voltaire, *Œuvres complètes de Voltaire*. Bd. 18B: *Œuvres de 1738–1740* (II), Oxford: Voltaire Foundation, 2007, XVII + 472 S.
Voltaire, *Œuvres complètes de Voltaire*. Bd. 67: *Œuvres de 1768* (III), Oxford: Voltaire Foundation, 2007, XXI + 430 S.
Voltaire, *Œuvres complètes de Voltaire*. Bd. 63B: *Œuvres de 1767* (II), Oxford: Voltaire Foundation, 2008, XX + 636 S.
Voltaire, *Œuvres complètes de Voltaire*. Bd. 80A: *Éloge et Pensées de Pascal. Édition établie par Condorcet, annotée par Voltaire*. Édition critique par R. Parish, Oxford: Voltaire Foundation, 2008, XIX + 307 S.

I.

Zu berichten ist über die folgenden, in den Jahren 2007 und 2008 erschienenen Bände der chronologisch angelegten Oxforder Ausgabe der Werke Voltaires: zwei Bände mit Werken der Jahre 1738 bis 1740 (Bde. 18A und 18B), einen Band mit einigen der Werke des Jahres 1767 (Bd. 63B), einen weiteren mit einigen Produktionen des Jahres 1768 (Bd. 67) und schließlich, als Bd. 80A, ein Highlight unter den letzten Werken Voltaires aus dem Jahr 1778. 1738: Voltaire lebt mit Madame Du Châtelet in Cirey, beide befassen sich intensiv mit Newton, beide scheitern mit ihren separaten Bewerbungen um den Preis der *Académie des sciences*. 1739 unternimmt das Paar mehrere Reisen, 1740 trifft Voltaire erstmals persönlich Friedrich II. Die Jahre 1767 und 1768 sind Jahre intensiver Produktivität des *patriarche de Ferney*, der mit einzelnen Interventionen zudem seine 1761 begonnene juridische Toleranzkampagne fortführt. In den frühen 1770er Jahren, den letzten Jahren unter Ludwig XV., der 1774 stirbt, befasst sich Voltaire vor allem mit seinen *Questions sur l'Encyclopédie*, auf die sich das Interesse der Voltaire-Forschung zunehmend fokussiert hat und deren Publikation einen Schwerpunkt der aktuellen Oxforder editorischen Aktivitäten bildet. Als Editor und Kommentator hat Voltaire auch in seinem Todesjahr

1778 noch eine ideengeschichtlich höchst aufschlussreiche Edition publiziert (vgl. Bd. 80A), über die hier abschließend kurz zu berichten ist. Zum historischen Hintergrund für diese Unternehmung zählt auch die erfolgreiche europäische Kampagne zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773 durch Papst Clemens XIV.).

Die vorliegenden Bände enthalten, in verlässlichen, z. T. anspruchsvollen, im einen oder anderen Fall auch ersten kritischen Editionen,[1] heterogene, im Übrigen großenteils anonym oder heteronym erschienene Produktionen dieser Jahre: eine Reihe von Polemiken (vgl. etwa *Les Honnêtetés littéraires etc. etc. etc.*, hg. v. Olivier Ferret, Bd. 63B) und persönlichen Invektiven (z. B. *Vie de Monsieur Jean-Baptiste Rousseau*, hg. v. François Moureau, Bd. 18A), Theaterstücke – die Komödien *Les Originaux* (bekannt unter den Titeln *Monsieur du Cap-Vert* und *Le Grand Boursoufle*, hier neu datiert auf 1738; hg. v. Jacques Spica, Bd. 18A), und *L'Envieux* (hg. v. Russell Goulbourne, Bd. 18B) sowie die Tragödie *Zulime* (hg. v. Jacqueline Hellegouarc'h, Bd. 18B), die Voltaire, unter unterschiedlichen Titeln und mit unterschiedlichen *dénouements*, immer wieder überarbeitete, hatte sie doch ihm zufolge „trop l'air d'un magasin dans lequel on a brodé les vieux habits de Roxane, d'Atalide, de Chimène, et de Calliroé"[2]; ferner Lyrik, vor allem Gelegenheitsdichtung, religionskritische Kurzdialoge (*De la gloire, ou entretien avec un Chinois*, hg. v. Basil Guy, Bd. 18A; *De la liberté de conscience*, hg. v. François Bessire, Bd. 63B; *Relation du bannissement des Jésuites de la Chine par l'auteur du Compère Mathieu*, figuriert üblicherweise unter dem Titel *Dialogue entre l'Empereur de la Chine et un jésuite*, hg. v. Basil Guy, Bd. 67), Interventionen in der Justizaffäre des Chevalier de La Barre (*Relation de la mort du chevalier de La Barre*, hg. v. Robert Granderoute, Bd. 63B) und andere aktuelle Stellungnahmen (vgl. z. B. *Du divorce*, hg. v. Émile Lizé u. Christiane Mervaud, Bd. 63B), zudem viel Historiografie- und Eruditionskritisches, vor allem im Bereich der religiösen und theologischen Überlieferung (*Les Droits des hommes et les usurpations des autres*, hg. v. Simon Davies, Bd. 67; *Lettres à son Altesse Monseigneur le prince de ***. Sur Rabelais, et sur d'autres auteurs accusés d'avoir mal parlé de la religion chrétienne*, hg. v. François Bessire, Bd. 63B; *Le Pyrrhonisme de l'histoire*, hg. v. Simon Davies, Bd. 67).

Im Folgenden soll auf einzelne, vor allem auf aktuelle Aspekte einiger der hier neu publizierten Texte eingegangen werden (III). Zuvor ist angesichts der vorliegenden rezenten Erträge der Oxforder Editionsarbeit noch einmal auf die die Gesamtkonzeption der Oxforder Ausgabe betreffenden kritischen Einwände zurückzukommen, die Martin Fontius geltend gemacht hat.[3]

II.

Die Voltaire-Forschung hat in jüngerer Vergangenheit den editorischen, kompilatorischen, glossierenden Aktivitäten Voltaires verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt, nicht zuletzt auch wegen der mit der Herausgabe der *Questions sur l'Encyclopédie* verbundenen grundlegenden Fragen nach seiner Arbeitsweise, seinen diskursiven Strategien und seinem Textverständnis.[4] Mehr und mehr tritt Voltaire als Meister des *recyclage* (mit einem Höhepunkt im Patchwork der *Questions*

1 In den Bänden finden sich auch schwer datierbare Texte (z. B. Bd. 67: *Épître écrite de Constantinople aux frères*, hg. v. S. Davies) wie auch solche, die weder im *Inventaire Voltaire* noch im *Dictionnaire général de Voltaire* verzeichnet sind (vgl. z. B. Bd. 63B: *Lettre d'un membre du conseil de Zurich, à Monsieur D***, avocat à Besançon*, hg. v. O. Ferret). Vgl. *Inventaire Voltaire* 1995 sowie *Dictionnaire général de Voltaire* 2003.

2 Voltaire, *Corr.*, hg. v. Th. Besterman, D 2168, zit. nach Hellegouarc'h, „Introduction", a. a. O., S. 116.

3 Fontius 2009.

4 Vgl. dazu bes. Cronk 2009.

sur l'Encyclopédie),[5] der Umcodierung, der polyfunktionalen Annotation, der kalkuliert unschuldigen alphabetischen Ordnung, als Agent einer gezielten Werkpolitik hervor. Sein *Œuvre*, dessen Autorschaft er teilweise camoufliert und oft zugleich unmissverständlich insinuiert hat, wurde von ihm kontinuierlich umgeschrieben, umgruppiert, umgewidmet. Voltaires raffinierte publizistische und editorische Strategien, seine Mehrfachverwendungen eigener und Funktionalisierungen fremder Texte sind bei jeder kritischen Edition seiner Werke zu berücksichtigen.

Neben der besonderen und besonders heterogenen Gestalt des äußerst umfangreichen Gesamtwerks war mithin auch die editorische Reflektiertheit und Versiertheit Voltaires als Autor und Herausgeber fremder Texte[6] in Rechnung zu stellen, als Theodore Besterman[7] und seine ursprüngliche Equipe die Gesamtausgabe von Voltaires Werken, die dritte große Ausgabe nach der Kehler Ausgabe und der Ausgabe von Moland, konzipierten. Besterman hatte Voltaires Korrespondenz bereits ediert,[8] welche nun den übergeordneten Bezugsrahmen für die chronologische Ordnung der Ausgabe der Werke bereitstellte. Als Werk konnte demzufolge alles gelten, was nicht persönlicher Brief (und als solcher nicht für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt und im Regelfall als Gesamttext nicht fiktional) war – abgesehen von den separat edierten *Notebooks* und Marginalia Voltaires.[9] Auf der einen Seite die chronologisch geordnete Korrespondenz, auf der anderen Seite, in dem damit aufgespannten biografisch-werkgeschichtlichen und allgemein geschichtlichen Bezugsrahmen, die Werke (die im Übrigen nicht ausnahmslos von Voltaire in der Korrespondenz erwähnt werden): In dieser Doppelgestalt wurde die Besterman-Ausgabe mit dem Anspruch erstellt, künftig als *la meilleure des éditions possibles* gelten zu dürfen;[10] William Barber hat die Struktur- und Editionsprinzipien 2001 noch einmal offen gelegt.[11]

Martin Fontius hat nun vor dem Hintergrund der mit Friedrich II., mit dem Potsdamer Hof und Berlin verbundenen Aktivitäten Voltaires und mit Blick auf dessen Texte aus den Jahren 1750 bis 1752 (Bde. 32A u. B) nicht nur – mit triftig erscheinenden Argumenten – gegen einzelne editorische Entscheidungen Einspruch erhoben, die die ‚preußische Periode' Voltaires betreffen. Vielmehr hat er auch die Anlage der Gesamtausgabe als solche einer pointierten Kritik unterzogen. Diese Kritik betrifft die chronologische Anlage der Werkausgabe (A), näherhin auch die Anordnung der edierten Werke (im Regelfall) nach dem Zeitpunkt der Entstehung des Einzelwerks, d. h. seiner ‚wesentlichen Ausarbeitung' (nicht seiner Erstveröffentlichung und dementsprechend unabhängig von seiner ersten Rezeption),[12] sodann die Zweiteilung der Ausgabe in *Correspondence/Correspondance* und *Works/Œuvres* (B) und das mit der Zweiteilung verbundene Risiko, dass mit dem durchgängigen Bezug der sukzessiv erscheinenden

5 Cronk 2007.

6 Vgl. Voltaire, *Œuvres complètes*, Bde. 71A u. 71B: *Voltaire éditeur. Œuvres de 1769–1770*, 2005; vgl. dazu Moureaux 2004.

7 Mittlerweile gibt es eine interessante biografische Quelle zur Person Theodore Bestermans, vgl. Barber 2010.

8 Voltaire, *Correspondence and Related Documents*, hg. v. Th. Besterman, Voltaire, *Œuvres complètes*, Bde. 85–135, 1968–1977. Eine französische Ausgabe von Voltaires Korrespondenz auf der Basis der Besterman-Edition enthält ausschließlich die von Voltaire verfassten Briefe, vgl. Voltaire, *Correspondance*, hg. v. Th. Besterman, übers. u. bearb. v. F. Deloffre, 13 Bde., Paris: Gallimard 1977–1993 (Bibliothèque de la Pléiade).

9 *Corpus des notes marginales de Voltaire*, Bde. 136–142, Oxford 1979–2011; vgl. Cronk 2003.

10 Voltaire selbst strebte „une édition qui contiendra plus de choses meilleures dans un ordre plus agréable" an, vgl. *Corr.*, hg. v. Th. Besterman, D 4484, D 4381, D 4432; zit. nach Vercruysse 1979, S. 150.

11 Barber 2001; vgl. auch schon Vercruysse 1979 mit einem Rückblick auf die Editionsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert.

12 Dieser Basistext entsteht oft Jahrzehnte vor der (autorisierten oder nicht-autorisierten) Erstveröffentlichung. Er weicht oft vom Text der autorisierten Erstveröffentlichung ab.

Werkausgabe auf die schon lange vorliegende Ausgabe der Korrespondenz „Voltaires Werke inzwischen zum Anhang der Korrespondenz geworden" sein könnten.[13]

Ad B: In Folge dieser Zweiteilung *Correspondance/Œuvres* entstehe zum einen ein Gefälle zwischen den in der Korrespondenz diskutierten (Haupt-)Werken Voltaires und den zahlreichen anderen Texten unterschiedlichster Gestalt, die in der *Correspondance* unerwähnt bleiben. Darüber hinaus seien fehlerhafte Zuordnungen einzelner Texte in die eine oder andere Kategorie (in die der Briefe resp. der Werke) kaum zu vermeiden und, wie Fontius zeigt, auch tatsächlich aufgetreten; zwangsläufig bilden in dieser Hinsicht gerade fiktiv-fiktionale und/bzw. Offene Briefe Voltaires ein besonderes Problem, denn sie müssen als solche erkannt und als Werke, nicht als persönliche Briefe einsortiert werden.[14]

Ad A: Die chronologische Ordnung der Werke berge zahlreiche Probleme, angefangen mit der Feststellung des Zeitpunkts der ‚wesentlichen Ausarbeitung' als Grundlage der chronologischen Sortierung. Problematisch sei auch das mit der editorischen Vernachlässigung der Erstpublikation eines Werkes verbundene Ausblenden seiner zeitgenössischen Rezeption.[15] Eine Werkordnung nach anderen als chronologischen Kriterien – etwa dem Gattungs- oder Textsortenkriterium – hätte Fontius zufolge durch eine chronologisch geordnete Bibliografie ergänzt werden können, um denselben Effekt einer entstehungsgeschichtlichen Synopse zu erzielen. Und Fontius bilanziert: „Ein Voltaire mit dem Rücken zum Publikum, darauf läuft das Prinzip chronologischer Ordnung der strengen Observanz hinaus, ergibt editorisch kein überzeugendes Produkt."[16]

Allerdings konnte, das macht die Oxforder Ausgabe vollkommen klar, eine Ordnung *nach Gattungen* nicht mehr in Frage kommen, wollte man eine Abteilung *Mélanges* von monströsem Ausmaß vermeiden. Angesichts der zahllosen rezenten Forschungserträge zur Hybridisierung des aufklärerischen Gattungssystems und zur für die Epoche charakteristischen Suspendierung der Grenze zwischen *fiction* und *non-fiction* sowie zwischen Theorie und literarisch-diskursiver Praxis erscheint die chronologische Werkordnung als vernünftige und derzeit einzige praktikable Lösung.[17]

Auch die angekündigte neue vollständige Ausgabe der Werke Rousseaus folgt dieser editorischen Weichenstellung mit einer strikt chronologischen Ordnung.[18] Grundsätzlich ebenso wie, im Einzelnen wohl konsequenter als die Oxforder Voltaire-Ausgabe soll die neue Rousseau-Ausgabe auch eine *version grand public en format poche* (so die Verlagsankündigung) beinhalten. Eine *version électronique* begleitet die Voltaire- wie die künftige Rousseau-Ausgabe. Wenn die Besterman-Ausgabe abgeschlossen und komplett (incl. Korrespondenz) digitalisiert wäre, ließen sich gewiss viele der Probleme lösen, die sich aus der rein chronologischen Ordnung der Werke und der Zweiteilung in *Correspondance* und *Œuvres* ergeben.

An dieser Stelle sei abschließend auf nur einen, allerdings einen außerordentlich wichtigen und folgenreichen Aspekt einer digitalisierten Version der Werke Voltaires und Rousseaus hin-

13 Fontius 2009, S. 96.

14 In den Bänden der Werkausgabe kommt es, und diesen Effekt hat Fontius nicht erwähnt, auch zu Richtigstellungen/Ergänzungen von Einzelheiten in der Edition der Korrespondenz.

15 Ein weiterer Nachteil: Sachlich verwandte, aber zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstandene Texte werden durch die chronologische Ordnung voneinander getrennt.

16 Fontius 2009, S. 96.

17 Um nur wenige prominente Beispiele für die generische Hybridität, fiktionslogische Instabilität und theoretisch-belletristische Ambivalenz von Schlüsseltexten der französischen Aufklärung anzuführen, deren korrekte Verortung in einer Werkausgabe älterer gattungsbezogener Art als unmöglich erscheint: Diderots *Le Fils naturel* nebst *Entretiens sur le Fils naturel avec l'Histoire véritable de la pièce*, Rousseaus *Émile ou de l'éducation*, Sades *La Philosophie dans le boudoir*. Zur Gattungsmischung und -hybridisierung bei Voltaire vgl. *Voltaire et l'hybridation des genres* 2006.

18 Jean-Jacques Rousseau, *Œuvres complètes*. Présentation chronologique. Édition du Tricentenaire (1712–2012), hg. v. J. Berchtold, F. Jacob u. Y. Séité, erscheint ab 2012 bei Garnier.

gewiesen: deren lexikalische Erschließung. Diese erscheint als unabdingbare Voraussetzung weiterer begriffsgeschichtlicher Recherchen, wenn die französische Aufklärungsforschung Schritt halten will mit den zahlreichen und geradezu monumentalen neueren begriffsgeschichtlichen Unternehmungen, die hierzulande den Zeitraum 1760–1840 und näherhin die Goethezeit und die deutsche Klassik sichten und erfassen.[19]

III.

Trotz aller Schwierigkeiten, die sich mit der chronologischen Anordnung der Werke nach dem Zeitpunkt ihrer ‚wesentlichen Ausarbeitung' im Rahmen der Werkausgabe ergeben, scheint diese Anordnung sinnvoll und gerechtfertigt. Die editorischen Einzelentscheidungen bleiben, so hat William Barber im Vorwort des ersten Bandes 2001 klargestellt, den einzelnen Herausgebern überlassen. Gleichwohl trägt die Gesamtausgabe eine deutlich erkennbare gemeinsame Signatur. Diese ist nach Lage der Dinge angelsächsisch-französisch geprägt.

Sowohl in der Ermittlung und Darlegung der Quellen Voltaires wie auch in der Einarbeitung der internationalen Forschungsliteratur bleibt in Folge dieser angelsächsisch-französischen (und schweizerischen) Dominanz allzu oft u. a. auch die deutsche Forschungsliteratur zu Voltaire und zur französischen Aufklärung unberücksichtigt.

Innerhalb der vorliegenden Bände der Werkausgabe sind Lücken in der Quellenrecherche und in der forschungsgeschichtlichen Präsentation in zwei Fällen besonders auffällig. Unter diesem Aspekt ist die im 67. Band von Simon Davies edierte, vom Autor Voltaire als Übersetzung aus dem Italienischen ausgegebene Schrift *Les Droits des hommes et les usurpations des autres* lückenhaft. Die *usurpations des autres* betreffen die illegitimen weltlichen Ansprüche des Papstes,[20] einen zentralen Schauplatz der historischen Auseinandersetzungen zwischen weltlicher und geistlicher Macht bildet Neapel. Voltaires Text scheint in erheblichem Ausmaße dem italienischen *giurisdizionalismo*, näherhin Paolo Sarpi und konkret Voltaires Zeitgenossen Pietro Giannone verpflichtet zu sein, dessen papstkritisches Werk über die Geschichte Neapels Voltaire nachweislich besaß und den er auch im vorliegenden Text explizit erwähnt und andernorts gerühmt hat. Abgesehen von einer einzigen knappen Anmerkung (S. 152, Anm. 16) wird diese von Voltaire markierte italienische Filiation des Textes nicht berücksichtigt. Das ist um so bedauerlicher, als in den Jahren 1760/1768 – Voltaires Text datiert aus dem Jahr 1768 – Giannones spätere, kirchen- und papstkritische Schriften aus der Zeit seiner Haft posthum erschienen und europaweit Interesse fanden.[21] Zur Klärung der Quellen Voltaires scheint ein Vergleich mit den erwähnten posthum publizierten Streitschriften Giannones als aussichtsreich. Voltaires Kritik an der katholischen Kirche und an der Institution des Papsttums inspiriert sich offenkundig an Giannone, wie auch dessen frühe militante und satirische Schriften – etwa die *Professione di fede*, 1729 – nicht ohne Einfluss auf den Polemiker und Satiriker Voltaire gewesen sein dürften.

Nicht ganz einwandfrei erscheint auch die im selben Band gleichfalls von Simon Davies edierte Voltaire'sche Kompilation mit dem Titel *Le Pyrrhonisme de l'Histoire*. 1768 entstanden, wurde die Schrift 1769 unter dem Pseudonym L'Abbé Big*** publiziert;[22] der fiktive Abbé Big*** bezieht sich immer wieder explizit auf den Historiker Voltaire, den er auch ausführlich

19 Vgl. das Heidelberger Projekt eines Wörterbuchs der *Zentralbegriffe der klassisch-romantischen Kunstperiode (1760 bis 1840)*, das Freiburger Projekt *Klassikerwortschatz* sowie das teilweise realisierte *Goethe-Wörterbuch*, hg. v. der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen etc.

20 1769 wurde die Schrift auf den römischen Index gesetzt.

21 Vgl. Giannone 1760.

22 Zu diesem Pseudonym vgl. Davies, „Introduction“, a. a. O., S. 249.

zitiert. „Essentially a polemical work which systematically seeks to undermine belief in the unbelievable, *Le Pyrrhonisme de l'histoire* is a compendium of stories of doubtful veracity drawn from antiquity, legends, myths, rumours and the writings of credulous modern historians", so stellt Davies die Voltaire'sche Kompilation treffend vor,[23] welche sich als Anekdotensammlung mit dem Zweck der Aufklärung über die Unzuverlässigkeit der Geschichtsschreibung ausgibt und effektiv kaum mehr als eine Anekdotensammlung bietet. Gerade diese Kompilation zeigt, dies ist ein erster wichtiger Aspekt dieser Edition, Voltaires Technik der Mehrfachverwertung eigener Texte: Teile des *Pyrrhonisme* stammen aus dem *Essai sur les mœurs*, Einzelnes arbeitet Voltaire in seine *Questions sur l'Encyclopédie* ein, wie Davies darlegt.

Die Entstehungs- und Publikationsgeschichte von *Le Pyrrhonisme de l'Histoire* ist kompliziert. Im Wesentlichen übernimmt Voltaire mythen- und überlieferungskritische satirische Strategien Fontenelles und vor allem Pierre Bayles, dessen Bedeutung für das Werk Voltaires nicht hoch genug veranschlagt werden kann. In *Le Pyrrhonisme de l'Histoire* wird allerlei Pornografisches kolportiert – auch dies ähnlich wie bei Bayle, der sich für die in seinen *Dictionnaire historique et critique* eingestreuten Obszönitäten mit einer eigenen Schrift gerechtfertigt hat. Aber nicht nur in dieser Hinsicht hat Bayle hier Pate gestanden. Vielmehr gehört Bayle zu den Begründern des sog. *Historischen Pyrrhonismus*, wie der Herausgeber Davies gleich einleitend bemerkt, ohne diese Filiation weiterzuverfolgen. Gravierender ist freilich der Umstand, dass der Herausgeber die – wie in den vergangenen Jahren in einer Fülle von einschlägigen Arbeiten herausgearbeitet worden ist – letztlich durch Descartes' Geschichtsfeindlichkeit ausgelöste, vor allem in Frankreich und Deutschland mit großem Scharfsinn und vielstimmig geführte Debatte über die (Un-)Gewissheit geschichtlicher Erkenntnis unter dem Titel des *Historischen Pyrrhonismus* gänzlich ignoriert (man denke hinsichtlich Frankreichs etwa an François La Mothe le Vayer, Pierre-Daniel Huet und die kritischen Überlegungen Nicolas Frérets). Gerade auch die langjährigen Diskussionen über historische Wahrscheinlichkeit und weitere praktische Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung[24] werden vollständig übergangen.[25] Nicht nur die grundlegende ältere italienische (Carlo Borghero) und deutsche (Markus Völkel) Sekundärliteratur bleibt unberücksichtigt, sondern auch die maßgebliche französische (Chantal Grell, Claudine Poulouin) und die einschlägige amerikanische (Richard H. Popkin und Schüler) Forschungsliteratur wird übergangen. Nun zeigt Voltaires Kompilation gewiss kaum geschichtstheoretische Ambitionen. Gleichwohl sollten in einer kritischen Edition dieser Voltaire'schen Schrift der Kontext des Historischen Pyrrhonismus des späten 17. und gesamten 18. Jahrhunderts und auch die ertragreiche einschlägige Forschung nicht ausgeblendet werden.

Die mystifikatorischen Praktiken Voltaires zur Verschleierung und Insinuierung seiner Autorschaft in vielen seiner Texte, seine notorischen Manipulationen von Eigennamen und Ortsnamen, seine Verdunkelungsmanöver und trickreichen falschen Zuschreibungen sind hinlänglich bekannt – und just dieser Autor tritt, als fiktiver Abbé Big*** getarnt und im fiktiven Zwiegespräch mit dem Historiker Voltaire, in *Le Pyrrhonisme de l'Histoire* für eine gemäßigte historische Skepsis ein: Wer die historische Glaubwürdigkeit so massiv unterminiert, mag anschließend umso überzeugender zu historischer Skepsis raten, und sei es auch mit Anekdoten und Argumenten, deren Provenienz er wiederum erfolgreich verdunkelt.

Die *Lettres à son Altesse Monseigneur le prince de ***. Sur Rabelais, et sur d'autres auteurs accusés d'avoir mal parlé de la religion chrétienne* (Bd. 63B, 1767; 1768 auch unter dem Titel

23 Ebd., S. 246.

24 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Voltaires *Essai sur les probabilités en fait de justice* und *Nouvelles Probabilités en fait de justice*, 1772, Bd. 74A (2006). Condorcet suchte die Wahrscheinlichkeitstheorie auf die Politik anzuwenden, aber auch auf Rechtswesen, Medizin, Ökonomie und auf die Geschichte, vgl. Daston 2007.

25 Davies, „Introduction", a. a. O., S. 248.

Catalogue raisonné des esprits forts, depuis le curé Rabelais, jusqu'au curé Jean Meslier) präsentiert der Herausgeber François Bessire in einer neuen kritischen Ausgabe. Voltaire stellt, in gegen-kanonischer Absicht, Schlüsselfiguren des frühneuzeitlichen Freidenkertums (unter ihnen auch Bayle, Spinoza, die Enzyklopädisten sowie englische Repräsentanten des *free-thinking*) vor; die Porträtgalerie heterodoxer Köpfe wird durch amüsante und pikante Anekdoten[26] für ein breiteres Publikum attraktiv gestaltet.[27]

IV.

Unter den anzuzeigenden Bänden der Oxforder Voltaire-Ausgabe tritt der 2008 erschienene, von Richard Parish edierte Bd. 80A, *Éloge et Pensées de Pascal. Édition établie par Condorcet, annotée par Voltaire*, als Glanzstück hervor.[28] Viele Facetten historischer und disziplinärer Art machen diese Edition zu einer kostbaren Trouvaille für die Aufklärungsforschung.

Voltaire hatte sich im Alter mit dem jungen Condorcet angefreundet, jenem Condorcet, der an der Kehler Voltaire-Ausgabe mitwirken und die erste Voltaire-Biografie veröffentlichen sollte. Condorcet interessierte sich für Pascal, als Mathematiker zunächst vor allem für den Mathematiker und Physiker Pascal. 1776 publizierte Condorcet eine mit einem Vorwort versehene Ausgabe der Pascal'schen *Pensées* – auf der Grundlage der Ausgabe von Port-Royal, aber in eigenmächtiger Auswahl und Neuanordnung der *Pensées*.[29] In seine Ausgabe fügte er seinen *Éloge de Pascal* ein, verschleierte diesbezüglich aber seine Autorschaft und versah ihn mit einer Reihe von wichtigen Anmerkungen. Außerdem integrierte Condorcet die *Réflexions sur l'argument de M. Pascal & de M. Locke, concernant la possibilité d'une autre vie à venir* in seine Ausgabe der *Pensées*. Pascal bildete, über die Mathematik hinaus, für Condorcet als anthropologischer und religiöser Denker, Jansenist, als Skeptiker eine spannungsreiche historische Referenz. 1778 hat Voltaire eine Neuausgabe der Condorcet'schen Edition von Pascals *Pensées* besorgt und mit zahlreichen eigenen, oft bissigen, oft in ihrem Stil Pascal affinen Kommentaren versehen;[30] er gab seiner Ausgabe einen *Avertissement du nouvel éditeur* bei. „C'est un véritable jeu de miroirs, donc, que l'édition de Condorcet-Voltaire des *Pensées* de Pascal."[31]

Die Ausgabe von Parish hebt den Voltaire'schen Anmerkungsapparat durch Großdruck hervor, dokumentiert aber sorgfältig alle Textschichten der 1778er Pascal-Ausgabe: Pascals *Pensées*, Condorcets Paratexte, die *Réflexions*, die Condorcet (nicht aber Voltaire) Fontenelle zuschrieb. Die Voltaire'sche Neuausgabe der Condorcet'schen Pascal-Ausgabe bildet einen mehrschichtigen Text, den Parish sorgfältig dokumentiert und entziffert hat. Der ursprüngliche Text, Pascals

26 Aufschlussreich ist auch Voltaires Interesse an den individuellen (religiösen oder kirchenfernen) Todesarten der präsentierten Denker.

27 Der Herausgeber begnügt sich, was die Dokumentation der Forschungslage zum frühneuzeitlichen Freidenkertum und heterodoxen klandestinen Schrifttum betrifft, mit dem Hinweis auf Paganini 2005, konzediert aber die Vielzahl neuerer Forschungserträge; vor allem die einschlägigen Arbeiten von Jonathan Israel und Giuseppe Ricuperati wie auch Einzelnes aus der reichhaltigen einschlägigen deutschsprachigen Forschungsliteratur wären hier zu ergänzen.

28 In Bd. 80C (*Œuvres de 1777–1778* [II], 2009) ist mittlerweile zudem Voltaires *Note sur Vauvenargues et Pascal*, hg. v. J. Vercruysse, erschienen. Zu Voltaires kommentierter Neuausgabe von Condorcets Pascal-Ausgabe vgl. u. a. Krief 2004 sowie Dagen 2004.

29 Seine Ausgabe ist editionsphilologisch gesehen relativ uninteressant, wie Parish in seinem Vorwort explizit einräumt, vgl. Parish, „Introduction", a. a. O., S. 8.

30 „L'annotation par Voltaire des *Pensées* de Pascal éditées par Condorcet est ironique, iconoclaste et ponctuelle […]. Elles [les annotations] partagent parfois avec le texte qu'elles commentent une tendance à l'opacité et à l'allusion […]." Ebd., S. 52.

31 Ebd., S. 58.

Pensées, zählt bekanntlich zu den härtesten Nüssen der französischen Editionsphilologie. Die Paratexte bzw. Überschreibungen Condorcets und, in einer zweiten Überschreibung, Voltaires sind in der in mancherlei Hinsicht erschöpft wirkenden französischen Spätaufklärung als Bezugnahmen auf das singuläre Phänomen Pascal innovativ und für die heutige Aufklärungsforschung ausgesprochen reizvoll und aufschlussreich. Parish liest Voltaires Annotationen in der Linie der tendenziell subversiven zeitgenössischen Diskurspraktiken, die im Werk Bayles vorgezeichnet sind.[32] Die Pointe liegt aber darin, dass Condorcet/Voltaire für ihr aufklärerisches bzw. auch militantes Anliegen einen der intellektuell stärksten denkbaren Kontrahenten wählen.

Dass Voltaire kurz vor seinem Tod zu Pascal zurückkehrt, liegt nicht nur in einem späten Interesse an Pascal begründet, das er mit dem jungen Condorcet teilt. Vielmehr hat Voltaire sich im Laufe seines Lebens mehrfach mit Pascal beschäftigt, dem er eine „extrême force d'esprit"[33] attestiert hat: in den *Lettres philosophiques*, wo er eine Reihe von Zitaten aus den *Pensées* integriert und kommentiert, in der Überarbeitung der *Lettres* 1739 und 1742 und schließlich 1778. Sowohl ihre Neigung zum Paradox und zur *brevitas* als auch ihre polemische Verve verbinden Voltaire und Pascal, die einander in ihrer weltanschaulich-religiösen Sicht hingegen als klare Antipoden gegenüberstehen. Voltaires Scharfsinn und polemische Treffsicherheit sind unübersehbar an Pascals *Lettres provinciales* geschult.

Die bemerkenswerte und aufschlussreiche Nähe Voltaires zu Pascal und sein gleichzeitig vorhandenes Ressentiment Pascal gegenüber sind bekannt.[34] Dazugesellen sollte sich Friedrich Nietzsche, bekanntlich ein Verehrer Voltaires[35] und in einem profunderen Sinne auch ein Bewunderer (und, zwiespältig wie Voltaire, Verächter) Pascals, den er „nicht lese, sondern liebe", Pascal, „de[n] bewunderungswürdigen Logiker des Christentums".[36]

Dieser Pascal wird Voltaire 1776 noch einmal von dem luziden Condorcet nahe gebracht: „Il y a je ne sais quoi de divin dans ce mélange de Blaise-Condor",[37] so hat er seine späte Faszination durch Pascal/Condorcet in einem wunderbaren *mot d'esprit* zum Ausdruck gebracht.

Es gibt in der Diskussion dieser drei kongenialen Geister, welche sich in der kritischen Edition von Parish dokumentiert, freilich eine entscheidende Lücke, die sich erst 1779 mit der Pascal-Ausgabe des Abbé Bossut schließen wird: Für Condorcet ist Pascal 1776 noch ein Denker, der sich der Geschichte und dem Ideal des Fortschritts verschließt. Erst mit der Veröffentlichung von Pascals *Préface* zum *Traité du vide* wird Pascals Bedeutung als Wissenschafts- und Fortschrittstheoretiker sichtbar. Von Condorcet bis zu Auguste Comte wird Pascal in der Folge zur Schlüsselfigur eines kritischen Fortschrittsdenkens. Dies ist jedoch an anderer Stelle zu diskutieren.

32 „Si l'ensemble nous est accessible, par conséquent, c'est précisément par sa diversité – comme un pot-pourri de couches éditoriales et de tendances divergentes, à la fois philosophiques, scientifiques, éditoriales ou simplement ironiques – commentaire fissuré, pour tout dire, d'un texte fragmentaire. Mais l'ensemble ne s'insère par conséquent que plus facilement dans une des traditions les plus caractéristiques de son époque, celle du texte crypté, où l'audace de la pensée se cache dans les paratextes sous une façade […]." Ebd., S. 59.

33 Voltaire, Brief an Condorcet vom 7.9.1776, zit. nach ebd., S. 4; vgl. aber Flasch 2008.

34 Vgl. u. a. McKenna 1990; Straudo 1997.

35 Zu Nietzsches Vorliebe für Voltaire vgl. u. a. Brobjer 2009 sowie auch Métayer 2011.

36 Nietzsche 1994; Zitat 1 vgl. *Kritische Gesamtausgabe Werke* VI, S. 3.283 (*Kritische Studienausgabe* S. 6.285); Zitat 2 vgl. *KGW* VIII, 2.197 (*KSA* 12.531), Herv. im Original.

37 Voltaire an Condorcet, 1.11.1778, Best. D20377, zit. nach Parish, „Introduction", a. a. O., S. 1. Der Vogel Condor, den Voltaire hier spielerisch mit dem Namen Condorcets verbindet, symbolisiert nicht nur Größe, Eleganz, Beweglichkeit und in den Lüften schwebende Überlegenheit, sondern galt den Indios auch als Götterbote. Er taucht seit dem 19. Jh. in der lateinamerikanischen Heraldik oft als dem Adler entsprechendes Wappentier auf.

Bibliografie

Barber, Giles, „Theodore Besterman. A Short Account of his Life“, 2010, http://www.voltaire.ox.ac.uk/www_vf/about_us/Bbiog4vfwebsitev3.pdf (Zugriff am 30.10.2011).

Barber, William H., „Avant-propos des Œuvres complètes“, in: *Œuvres complètes de Voltaire*, Bd. IA, Oxford: Voltaire Foundation, 2001, S. XI–XV.

Brobjer, Thomas H., „Nietzsche, Voltaire and French Philosophy“, in: *Nietzsche and France/ Nietzsche und Frankreich*, hg. v. C. Pornschlegel u. M. Stingelin, Berlin/New York: de Gruyter, 2009, S. 13–32.

Cronk, Nicholas/Mervaud, Christiane (Hgg.), *Les Notes de Voltaire. Une écriture polyphonique*, Oxford: Voltaire Foundation, 2003.

Cronk, Nicholas, „Voltaire autoplagiaire“, in: *Copier/Coller. Écriture et réécriture chez Voltaire*. Actes du colloque international Pise […], hg. v. O. Ferret, G. Goggi u. C. Volpilhac-Auger, Pisa: edizioni plus, 2007, S. 9–28.

Cronk, Nicholas, „Voltaire and Authorship“, in: *The Cambridge Companion to Voltaire*, hg. v. dems., Cambridge: Cambridge University Press, 2009, S. 31–46.

Dagen, Jean, „Pascal, ou comment s'en débarrasser“, in: *Revue Voltaire* 4 (2004), S. 117–136.

Daston, Lorraine, „Condorcet und das Wesen der Aufklärung“, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* I/4 (2007), S. 59–84.

Dictionnaire général de Voltaire, hg. v. R. Trousson u. J. Vercruysse, Paris: Champion, 2003.

Flasch, Kurt, „Praxis oder Paradoxie des Christlichen. Voltaire gegen Pascal“, in: ders., *Kampfplätze der Philosophie. Große Kontroversen von Augustin bis Voltaire*, Frankfurt a. M.: Klostermann, 2008, S. 331–347.

Fontius, Martin, „Die Crux der Voltaire-Edition. Nachlese zu den *Œuvres de 1750–1752* (I) und (II)“, in: *Das Achtzehnte Jahrhundert* 33/I (2009), S. 95–108.

Giannone, Pietro, *Opere postume di Pietro Giannone in difesa della sua Storia civile del regno di Napoli. Con la di lui Professione di fede*, Lausanne: Grasset, 1760 (erw. Ausg. Venedig: Giambattista Pasquali, 1768).

Inventaire Voltaire, hg. v. J. Goulemot, A. Magnan u. D. Masseau, Paris: Gallimard, 1995.

Krief, Huguette, „D'un ‚préservatif contre le fanatisme'. La réédition par Voltaire de *l'Éloge et Pensées de Pascal* publiés par Condorcet“, in: *Revue Voltaire* 4 (2004), S. 97–115.

McKenna, Antony, *De Pascal à Voltaire. Le rôle des* Pensées *de Pascal dans l'histoire des idées entre 1670 et 1734*, 2 Bde., Oxford: Voltaire Foundation, 1990.

Métayer, Guillaume, *Nietzsche et Voltaire*, Paris: Flammarion, 2011.

Moureaux, José-Michel, „Voltaire éditeur. De sa conception de l'édition à sa pratique éditoriale des recueils“, in: *Revue Voltaire* 4 (2004), S. 11–38.

Nietzsche, Friedrich, *Historisch-Kritische Ausgabe*, hg. v. G. Colli u. M. Montinari, elektronische Ausgabe de Gruyter Verlag, 1994.

Paganini, Gianni, *Les Philosophies clandestines à l'âge classique*, Paris: PUF, 2005.

Rousseau, Jean-Jacques, *Œuvres complètes*. Présentation chronologique. Édition du Tricentenaire (1712–2012), hg. v. J. Berchtold, F. Jacob u. Y. Séité, erscheint ab 2012 bei Garnier.

Straudo, Arnoux, *La fortune de Pascal en France au XVIIIe siècle*, Oxford: Voltaire Foundation, 1997.

Vercruysse, Jeroom, „Voltaire, Sisyphe en Jermanie. Vers la meilleure des éditions possibles“, in: *Voltaire and the English* (Studies on Voltaire and the Eighteenth Century, 179), Oxford: Voltaire Foundation, 1979, S. 143–157.

Voltaire et l'hybridation des genres. Actes du colloque international organisé à Nice par M.-H. Cotoni, in: *Revue Voltaire* 6 (2006), S. 7–287.

Erlangen Gisela Schlüter